

schen und sozialen Auswirkungen der Lebensführung in den untersuchten Wohnprojekten im Vergleich zur Bevölkerung bietet, die im Rahmen einer rein qualitativen Analyseperspektive nicht möglich wäre. Ohne eine solche Messung wären Einschätzungen der tatsächlichen Nachhaltigkeit der Lebensführung nur schwer zu treffen und Fehlzuschreibungen oder Über-, respektive Unterschätzungen der Auswirkungen der gelebten Praktiken wahrscheinlich.

Insgesamt verweisen die standardisierten Messungen der Nachhaltigkeit der Wohnprojekte durchaus auf sozial-ökologische Transformationspotenziale einer gemeinschaftlichen Lebensführung. Sowohl in Bezug auf die ökologische als auch die soziale Dimension von Nachhaltigkeit heben sie sich hinsichtlich der Indikatoren jeweils positiv von der Durchschnittsbevölkerung ab. Zugleich unterscheiden sich die Ergebnisse zwischen den beiden Projekten deutlich. Dabei zeichnet sich die Lebensführung im Projekt Gereonsplatz durch einen geringen CO_{2eq}-Ausstoß und ein hohes Maß an politischer Partizipation und freiwilligem Engagement aus. Somit zeigt sich, dass das Projekt, das deutlich gemeinschaftlicher ausgerichtet ist, auch eine deutlich nachhaltigere Lebensführung aufweist – sowohl hinsichtlich der ökologischen als auch der sozialen Dimension. Auch wenn das Verhalten im Rahmen dieser standardisierten Annäherungen zunächst für die einzelnen Individuen erhoben wurde, ist davon auszugehen, dass es in gemeinschaftliche Praktiken der Lebensführung eingebettet und von ihnen beeinflusst ist. Wie genau dies in der konkreten Lebensführung realisiert wird und welche Bedeutung dem gemeinschaftlichen Zusammenleben dabei tatsächlich zugewiesen werden kann, wird in der Folge tiefergehend und differenziert analysiert.

15. Praktiken und Arrangements nachhaltiger Lebensführung

Nachdem nun zunächst eine systematische standardisierte Annäherung an die Nachhaltigkeit der Lebensführung in den untersuchten Wohnprojekten vorgenommen wurde, die darauf hinweist, dass die Lebensführung in den Projekten tatsächlich ökologischer und sozial nachhaltiger ist als im Bevölkerungsdurchschnitt, zielt das folgende Kapitel darauf ab, genauer zu untersuchen, welche nachhaltigen Praktiken und Arrangements der Lebensführung sich in den Projekten genau finden lassen, wie sie zustande kommen und wie sie sich vollziehen. Somit werden die Realisierungsbedingungen einer nachhaltigen Lebensführung in den Blick genommen, um auf diese Weise Rückschlüsse ziehen zu können, wie eine solche gefördert werden kann und welche Bedeutung der Gemeinschaftlichkeit in den untersuchten Wohnprojekten dabei zukommt.

Die Analysen der Lebensführung in den untersuchten Wohnprojekten zeigen eine ganze Reihe von Praktiken und Arrangements nachhaltiger Lebensführung. In der Analyse werden jedoch sowohl Praktiken und Arrangements berücksichtigt,

die sich positiv auf eine nachhaltige Lebensführung und Nachhaltigkeit im Allgemeinen auswirken (Praktiken des Teilens, Suffizienzpraktiken, Solidarpraktiken etc.), als auch solche, die negative Auswirkungen haben, weil sie beispielsweise den materiellen Umsatz außergewöhnlich stark erhöhen oder negative soziale Folgen haben. Diese Praktiken und Arrangements differieren zwischen den Projekten miteinander deutlich. Für die Analyse lassen sich mehrere Praxisbereiche unterscheiden.

Zunächst sind Praktiken der *Selbstverwaltung und Kommunikation* von Bedeutung, da sie die organisatorische Grundlage der gemeinschaftlichen Lebensführung bilden und aus diesem Grund auf vielfältige Weise mit anderen Bereichen der Lebensführung verbunden sind. Darüber hinaus sind sie wichtig, um zu verdeutlichen, wie das gemeinschaftliche Zusammenleben in den Projekten grundsätzlich strukturiert ist. Die Praktiken der Selbstverwaltung und Kommunikation reichen dabei von der Entscheidungsfindung, über Praktiken und Arrangements der Konfliktregulation bis hin zu institutionalisierten Formen der Kommunikation, mit deren Hilfe der Austausch zwischen den Bewohner*innen vermittelt wird. Ein wichtiger Praxisbereich der Lebensführung für Fragen der Nachhaltigkeit ist der Bereich *Soziale Beziehungen und Gemeinschaft*. Dabei rücken vor allem der Umgang und der Austausch miteinander in den Projekten in den Blick. Die Praktiken reichen dabei von alltäglichen Vergemeinschaftungspraktiken bis hin zu Praktiken gegenseitiger Unterstützung. Eine große Rolle für die gemeinschaftliche Lebensführung spielt auch der Praxisbereich *Konsum*. Dieser umfasst alle Praktiken, die mit der Beschaffung und dem Verbrauch materieller und immaterieller Güter zusammenhängen. Ein Bezug zu Fragen der Nachhaltigkeit kann dabei sowohl über ökologische als auch über soziale Aspekte vermittelt sein. Schließlich sind auch die Praxisbereiche *Politischen Partizipation und zivilgesellschaftliches Engagement* sowie *Erwerbsarbeit und Ausbildung* für eine nachhaltige Lebensführung relevant. Diese sind zwar teilweise außerhalb der Projekte lokalisiert, stehen aber in einem miteinander engen Verhältnis zur gemeinschaftlichen Lebensführung und zeitigen dementsprechend unterschiedliche Wechselwirkungen.

All diese Praktiken einer nachhaltigen Lebensführung werden im Rahmen der gemeinschaftlichen Lebensführung in den Projekten, in der konkreten Praxis ebenso (re-)produziert, wie die *sozio-materiellen Arrangements*, die *geteilten Bedeutungen und Ideen* sowie die Bewohner*innen, die als Träger*innen und Kreuzungspunkte unterschiedlicher Praktiken und Praktikenbündel in der konkreten Praxis als *Subjekte* sozialisiert werden (vgl. Kapitel 10.2). Zugleich wirken sie auf die Praktiken zurück und richten ihren Vollzug mit aus.

Diese vier Entitäten der Lebensführung, also Praktiken, sozio-materielle Arrangements, Bedeutungen und Subjekte, die auf dem Zusammenspiel der in Kapitel 3 skizzierten theoretischen Sensibilisierungen und der Analyse der empirischen Daten beruhen, dienen in der Folge als zentrale Analysekatégorien. Ziel ist es die Wechselwirkungen zwischen ihnen zu erkunden und zu untersuchen, auf welche

Weise die konkreten sozio-materielle Arrangements, Bedeutungen und Subjekte die Realisierung und Etablierung nachhaltiger Praktiken in den untersuchten Wohnprojekten beeinflussen. Dies wird in den unterschiedlichen Praxisbereichen untersucht. Die Entwicklung des Kategoriensystems wurde dabei immer eng an die empirischen Daten gebunden, sodass nur Praktiken und Entitäten berücksichtigt werden, die tatsächlich in den empirischen Daten auftauchen und für das Erkenntnisinteresse eine Rolle spielen. Dabei ist festzuhalten, dass die vier Entitäten der Lebensführung in der gelebten Praxis eng miteinander verbunden sind. Für die Untersuchung dienen sie als analytische Kategorien, mit deren Hilfe die Lebensführung strukturiert beschrieben und das empirische Material geordnet wird.

15.1 Selbstverwaltung und Kommunikation

Um nachvollziehen zu können, wie die untersuchten Wohnprojekte strukturiert und die nachhaltigen Praktiken und Arrangements der Lebensführung eingebettet sind, werden in der Folge zunächst die allgemeine Organisation und die damit verbundenen Praktiken und Arrangements der Selbstverwaltung und Kommunikation fokussiert. Diese zeichnen sich zwar nicht per se durch eine besondere Affinität zur Nachhaltigkeit aus, spielen aber für die gemeinschaftliche Lebensführung eine große, weil konstitutive, Rolle.

Grundsätzlich lassen sich zunächst verschiedene Praxisformationen, bzw. Modi der Organisation unterscheiden. Während im Projekt Gereonsplatz die Selbstverwaltung vorherrscht, existiert in dem Projekt Rosengärten eine Mischform zwischen Selbst- und Fremdverwaltung. Dies hat vielfältige Auswirkungen auf die gemeinschaftliche Lebensführung, die im Folgenden analysiert werden. Darüber hinaus lässt sich hinsichtlich der projektinternen Organisation zwischen allgemeinen Praktiken der (Selbst-)Verwaltung, wie etwa der Praktik der Hausversammlung oder Praktiken der Entscheidungsfindung, auf der einen und Kommunikationspraktiken auf der anderen Seite unterscheiden, die diese Organisation unterstützen, aber auch jenseits der Organisation eine Rolle spielen. Organisationspraktiken und damit verbundene Arrangements sind insofern mit Nachhaltigkeit verbunden, als dass sie den Zugang zu Entscheidungen und Partizipation vermitteln und somit etwa im Sinne einer inklusiven und gewaltfreien Entscheidungsfindung für die soziale Dimension der Nachhaltigkeit von Bedeutung sind.

In der Folge richtet sich der Blick zunächst auf allgemeine Praktiken der Selbstverwaltung und damit verbundene institutionelle Arrangements. Anschließend werden verschiedene Praktiken der Kommunikation und ihre sozio-materiellen Arrangements adressiert.

15.1.1 Praktiken der Selbstverwaltung

Wie schon angedeutet, zeichnet sich das Projekt Gereonsplatz durch eine weitreichende Selbstverwaltung aus. Zwar gehört das Haus, wie auch das Haus des Projektes Rosengärten, der städtischen Wohnungsbaugesellschaft, diese agiert jedoch beim Projekt Gereonsplatz deutlich stärker im Hintergrund und tritt dem Projekt, bzw. dem Hausverein, der als Rechtsperson des Projektes fungiert, in erster Linie als Vermieterin gegenüber. Dennoch werden durch dieses institutionelle Arrangement wichtige Rahmenbedingungen festgelegt, die auf das gemeinschaftliche Zusammenleben und insbesondere die Zusammensetzung der Bewohner*innen ausstrahlen. Zum einen führt das institutionelle Arrangement dazu, dass das Projekt zwar überwiegend von den Bewohner*innen selbst verwaltet wird, zugleich aber grundlegende Reparaturen und Ähnliches durch die Vermieterin durchgeführt werden (vgl. P1I5: 35¹⁹), sodass die Selbstverwaltung in diesem Bereich entlastet wird. Zweitens besitzt das Projekt nur einen befristeten Mietvertrag, der beim Wiedereinzug zunächst auf 20 Jahre festgesetzt wurde. Dies führt den Bewohner*innen zufolge dazu, dass es nicht möglich sei, eine wirklich langfristige Perspektive für ihr Leben in dem Wohnprojekt zu entwickeln, was wiederum den regelmäßigen Wechsel der Bewohner*innen befördere, auch wenn keine offizielle Altersgrenze existiere (vgl. z.B. P1I9: 83ff.). Drittens zählen die einzelnen Etagen des Hauses als Sozialwohnungen (vgl. P1I7: 71ff.), was dazu führt, dass für den Einzug ein Wohnberechtigungsschein notwendig ist, der nur bis zu einem bestimmten Einkommen vergeben wird. Für eine Mehrzahl der Wohnungen, respektive der Zimmer, ist ein Wohnberechtigungsschein der Klasse A erforderlich, für eine Etage zumindest ein Wohnberechtigungsschein der Klasse B mit erhöhter Einkommensgrenze. Die Zimmer in dieser Wohnung sind auch etwas teurer, was durch die Bewohner*innen intern jedoch durch ein komplexes Finanzsystem wieder ausgeglichen wird, da sie entschieden haben, dass alle die gleiche Miete pro Quadratmeter zahlen sollen (vgl. ebd.). Darüber hinaus begrenzt diese Regelung das maximale Einkommen, mit dem Bewohner*innen in das Projekt einziehen dürfen, was Auswirkungen auf die Zusammensetzung des Projekts mit sich bringt und auch für Fragen der Nachhaltigkeit von Bedeutung ist, da einerseits das maximale Einkommen und damit das Konsumniveau begrenzt und andererseits der Zugang zu dem Projekt auch für Menschen mit geringem Einkommen ermöglicht wird.

19 Nachfolgend werden Verweise auf das empirische Material kodiert angegeben, um die Anbindung an die empirischen Daten zu dokumentieren. P1/P2 stehen dabei für die Projekte Gereonsplatz (P1) sowie Rosengärten (P2). Die Buchstaben I, B, P, G und M stehen für Interview (I), Beobachtungsprotokoll (B), Prozessdokument (P), informelles Gespräch (G) sowie Feldmemo (M) und wurden jeweils nummeriert. Die Zahlen hinter dem Doppelpunkt stehen schließlich für den Absatz im entsprechenden Dokument.

Für alle alltäglichen Fragen der Verwaltung ist das Projekt zuständig. Dabei haben sich für die Organisation des gemeinschaftlichen Zusammenlebens im Laufe der Zeit verschiedene Institutionen entwickelt, die als Rahmen und Orte für die Praktiken der Selbstverwaltung dienen. Erstens die *Hausversammlung* (HV), die ungefähr alle zwei Wochen stattfindet und auf der alle organisatorischen, aber auch gemeinschaftsbezogenen und emotionale Fragen, die das Gesamtprojekt betreffen, diskutiert werden (vgl. P1I0: 156, P1I9: 42). Eingeladen wird hierbei über den E-Mail-Verteiler des Hauses von einer rotierenden Moderation, die anschließend auch das Protokoll versendet, damit alle Bewohner*innen über die Diskussionen und Beschlüsse informiert sind. Die Teilnahme an den Hausversammlungen ist grundsätzlich verpflichtend und Bewohner*innen, die nicht teilnehmen können, sollen sich bei der Moderation abmelden (vgl. P1I0: 164). Dennoch seien oftmals nur etwa die Hälfte der Bewohner*innen anwesend (vgl. P1I9: 30). Die Hausversammlung beginnt in der Regel mit einer Befindlichkeitsrunde. Dabei könne sich jede Person so viel Zeit nehmen, wie sie möchte und über persönliche und emotionale Themen berichten, die sie stören oder berühren (vgl. P1I7: 61). Sie wurde eingeführt, damit bei den Hausversammlungen nicht nur organisatorische Dinge adressiert werden, sondern auch die persönlichen und gemeinschaftlichen Bedürfnisse und Befindlichkeiten. Ziel war es, mehr voneinander mitzubekommen und auf diese Weise die Gemeinschaft zu stärken (vgl. P1I9: 30). Eine wichtige Rolle spielte dabei ein Bewohner, der einen deutlich emotionaleren Austausch untereinander aus einem anderen Wohnprojekt kannte und sich für eine stärkere Berücksichtigung emotionaler Fragen auf den HVs einsetzte (vgl. P1I9: 38). An dieser Stelle wird bereits die Bedeutung der einzelnen Subjekte für die gemeinschaftliche Lebensführung deutlich, die als Träger von Praktiken und damit verbundenen Kompetenzen, Praktiken in die gemeinschaftliche Lebensführung hineinragen. Diese werden jedoch nicht einfach übernommen, sondern an die spezifische Situation, das spezifische Arrangement angepasst. So wurden die sehr zeitaufwändige emotionalen Praktiken, die aus dem anderen, deutlich kleineren Projekt bekannt waren, auf die besagte Befindlichkeitsrunde reduziert, die zwar grundsätzlich funktionsäquivalent, jedoch weniger zeitintensiv ist, da die Bedürfnisse und die zeitlichen Ressourcen im Projekt Gereonsplatz dahingehend schlicht geringer sind (vgl. P1I9: 42).

Nach diesem emotionalen Teil folgt dann in einem organisatorischen Teil die eigentliche Selbstverwaltung. Dabei werden verschiedene für das Projekt relevante Themen diskutiert. Diese reichen von externen Anfragen (vgl. P1I8: 51), über Wechsel in der Bewohner*innenschaft (vgl. P1I7: 6), bis hin zu der Organisation und Abstimmung von Veranstaltungen und Ähnlichem (vgl. P1I9: 30). Auffällig ist dabei, dass alle Entscheidungen im Konsens beschlossen werden und der Anspruch besteht »basisdemokratisch« zu sein (P1I3: 21, P1I6: 41). Ziel ist es, dass sich alle Bewohner*innen bei Entscheidungen »gesehen und gehört« (P1I8: 51) fühlen. Die

Konsensfindung und der damit verbundene Anspruch alle Bewohner*innen gleichberechtigt in Entscheidungsfindungsprozesse zu integrieren, spielt für die Identität und das Selbstverständnis des Projektes eine große Rolle (vgl. P1I3: 9). Darüber hinaus werden damit auch Ideen einer gesellschaftlichen Transformation verknüpft. So wird die Ausbreitung des Konsensprinzips und die damit verbundenen Praktiken der Konsensfindung von einer Bewohnerin als »die Grundlage für einen gesellschaftlichen Wandel« (P1I8: 55)²⁰ beschrieben. Wohnprojekte wie das Projekt Gereonsplatz werden dabei als Lernfelder für solche alternativen Formen der Entscheidungsfindung charakterisiert, die einen Ausgangspunkt für die Verbreitung solcher Praktiken bilden können. Aus Nachhaltigkeitsperspektive ist dies durchaus plausibel, da Konsensverfahren eine Beteiligung aller von der Entscheidung Betroffenen implizieren und verhindern, dass etwa marginalisierte Gruppen und Personen durch Mehrheitsentscheidungen überstimmt werden. Auf diese Weise sind sie eng mit der partizipativen Dimension von Gerechtigkeit verbunden, die, wie in Kapitel 6.1.2 dargelegt wurde, eine wichtige Facette sozialer Nachhaltigkeit bildet.

In der konkreten Umsetzung sind mit Praktiken der Konsensfindung jedoch auch große Herausforderungen verbunden. Erstens sind Praktiken der Konsensfindung mitunter sehr zeitintensiv und insgesamt sehr aufwendig (vgl. P1I1: 20, P1I6: 39). Zweitens kann das mit dem Konsens verbundene individuelle Vetorecht in der Praxis zu Problemen führen. Dies wird auch von den Bewohner*innen reflektiert:

»Konsens, das ist halt einerseits natürlich auch wieder auf einer gewissen Vertrauensbasis, weil im Konsens gibt's ja auch das Veto und das ist ja schon ein ziemlich krasses Machtinstrument und wir hatten da auch schon mal länger drüber diskutiert, dass es natürlich auch super wichtig ist, dass sowas nicht missbraucht wird. Weil damit kannst du natürlich schon auch so ein ganzes Haus lähmen, wenn jetzt jemand schnell ein Veto setzen würde oder so, dass wäre super schwierig. Aber generell geht das halt durch dieses Konsensprinzip glaube ich ganz gut, dass sich alle Leute irgendwie gesehen und gehört fühlen und immer so das Gefühl ist, hey, ich kann auf jeden Fall nicht überstimmt werden und wenn ich mich mit irgendwas total scheiße fühle, dann wird das auch nicht passieren.« (P1I8: 51)

Ein drittes Problem stellen auch im Konsens Machthierarchien dar. Zwar existieren dabei keine institutionalisierten Machtungleichgewichte, dennoch spielen aber auch hier (informelle) Hierarchien eine Rolle, auch wenn sie sich anders darstellen

20 Die Zitate aus dem empirischen Material wurden sprachlich und phonetisch leicht geglättet, um eine bessere Lesbarkeit zu ermöglichen. Kursivsetzungen markieren dabei auffällige Betonungen.

als bei alternativen Verfahren der Entscheidungsfindung, wie auch das folgende Zitat verdeutlicht:

»Also die antihierarchische und basisdemokratische Entscheidungsfindung ist in der Theorie was ganz Tolles und Richtiges. Ich glaube aber, und so erlebe ich das auch hier, dass es Hierarchien gibt und dass die halt anders sind. Also zum Beispiel Wissenshierarchien da sind, aber auch Beliebtheitshierarchien und auch, also jetzt von Menschen, aber auch Hierarchien der Beliebtheit von Themen.« (P1I6: 39)

Schließlich lässt sich auch infrage stellen, ob die im Konsens getroffenen Entscheidungen wirklich qualitativ besser sind als solche, die auf andere Weise getroffene wurden, da sie oftmals den kleinsten gemeinsamen Nenner abbilden. Dies wird auch von den Bewohner*innen problematisiert. So berichtet eine Bewohnerin: »Ja, man haut sich manchmal durch Konsensbeschlüsse auch schon mal so Sachen rein, die längerfristig dann blöd sind« (P1I0:57). Ein anderer Bewohner kritisiert:

»Also ich weiß, dass sozusagen auch gesagt wird, Basisdemokratie ist auch ne Möglichkeit. Man kommt zwar langsamer irgendwo hin, aber das hat mehr Bestand, so. Und ich glaub auch, dass das (...) also ich mach ne andere Erfahrung.« (P1I6: 39)

Um diesen Problemen entgegenzuwirken, bzw. damit umzugehen, haben sich verschiedene Praktiken etabliert, die insbesondere darauf abzielen, die Bewohner*innen zu bilden und auf diese Weise Lerneffekte anzuregen. So partizipieren einige Bewohner*innen an externen Fortbildungen in den Bereichen Moderation, Mediation oder auch gewaltfreie Kommunikation (vgl. z.B. P1I7: 65). Einzelne von ihnen sind über die Praktiken der Konsensfindung in dem Projekt sogar dazu gekommen, eine Mediationsausbildung zu machen und sich somit auch beruflich in diese Richtung zu orientieren (vgl. P1I1: 20). Hier werden erneut Wechselwirkungen zwischen der gemeinschaftlichen Lebensführung und den beteiligten Subjekten deutlich. Die Partizipation an alternativen Entscheidungsfindungspraktiken im Rahmen der gemeinschaftlichen Lebensführung wirkt dabei gewissermaßen als Einstieg in ein unbekanntes Praxisfeld. Dies führt in der Folge zu einer intensiveren Auseinandersetzung damit, auch in anderen Kontexten, was wiederum auf die gelebten Praktiken im Projekt zurückwirkt. Neben den externen Fortbildungen werden in unregelmäßigen Abständen interne Workshops für (neue) Bewohner*innen organisiert, um sie mit den Praktiken vertraut zu machen, die für die gemeinschaftliche Konsensfindung eine Rolle spielen, wie etwa dem Moderieren oder auch dem gewaltfreien Sprechen, und ihnen die notwendigen Kompetenzen zu vermitteln (vgl. P1I6: 41, P1I7: 65). Auf diese Weise wird allen Bewohner*innen ermöglicht, an Praktiken der Moderation und Mediation zu partizipieren. Darüber hinaus werden durch diese internen Prozesse die Wissenshierarchien wieder re-

duziert, die sich zuvor durch externe Fortbildungen oder Erfahrungen aus anderen Kontexten gebildet haben (vgl. P1I5: 17).

Für grundsätzlichere Fragen oder die Klärung von Konfliktsituationen werden schließlich in wechselnden Abständen, teilweise auch akut, sogenannte *Meta-HVs* oder auch *Rückzugstage* durchgeführt. Hier nehmen sich die Bewohner*innen Zeit, mitunter unterstützt durch eine externe Moderation, sich intensiv mit Fragestellungen zu beschäftigen, die die Gemeinschaft betreffen und im Alltag sowie bei den überwiegend organisatorisch geprägten Hausversammlungen zu kurz kommen (vgl. P1I9: 12). Diese Meta-HVs sind sowohl für die Weiterentwicklung des Projektes und seiner Entscheidungsstrukturen als auch für die projektinterne Konfliktregulation von entscheidender Bedeutung, da sie Raum und Zeit für Reflexionspraktiken bieten (vgl. P1I7: 61). Wichtig ist dabei, dass tatsächlich der überwiegende Teil der Bewohner*innen bei diesen Treffen anwesend ist, damit der hier erzielte Konsens auch von allen mitgetragen wird. Dabei kann es sich etwa um ein neues Vorgehen bei der Auswahl neuer Mitbewohner*innen oder auch dem Tausch von Zimmern zwischen einzelnen Bewohner*innen handeln, um bestehende Konflikte zu befrieden oder zumindest zu entschärfen (vgl. P1I1: 42, P1I9: 20). Auch wenn auf diese Weise nicht alle Konflikte innerhalb des Projektes beigelegt werden können, so tragen die Meta-HVs doch dazu bei, dass die Hausgemeinschaft gegenüber den Problemen wieder handlungsfähig wird (vgl. P1I1: 38). Dies ist wichtig, da Konflikte aufgrund der sozialen Nähe schnell »Kreise ziehen« (P1I1: 40), wie eine Bewohnerin es formuliert. Aus diesem Grund scheint es für die gemeinschaftliche Lebensführung zentral, Konflikte zu thematisieren und proaktiv mit ihnen umzugehen. Hierfür bieten die Meta-HVs einen Rahmen (vgl. P1I6: 39). Darüber hinaus bieten diese Formate die Möglichkeit sich wieder stärker auf die Gemeinschaft zu beziehen und auf diese Weise zu versuchen, die Bedürfnisse aller Bewohner*innen wieder »unter *einen* Hut zu kriegen« (P1I9: 12).

Trotz der beschriebenen Probleme und auch wenn insbesondere die Frage, ob und wie genau, eine solche Prinzipien und Praktiken des Konsenses auf größere Gruppen oder gar ganze Gesellschaften übertragen werden können, völlig offen ist (vgl. auch P1I6: 43), so existiert hier insgesamt doch eine Nische, in der solche sozial-nachhaltigen Praktiken der Entscheidungsfindung, die zumindest dem Anspruch nach alle Beteiligten und Betroffenen integrieren, erprobt und weiterentwickelt werden können. Die Beteiligung an den Praktiken der Selbstorganisation und der Konsensfindung wirkt dabei sozialisierend auf die beteiligten Subjekte. Im Rahmen ihrer Partizipation entwickeln sie Kompetenzen und »tacit knowledge« (Collins 2001), die für die Realisierung der Praktiken von Bedeutung sind, und werden auf diese Weise sukzessive zu routinierten Partizipanden, die die Praktiken als Träger*innen wiederum in andere Kontexte und Praxiszusammenhänge einbringen können. So berichten mehrere Bewohner*innen, dass sie durch das Leben in dem Projekt viel über gemeinschaftliches Zusammenleben, Selbstorganisation,

Konsensfindung und insbesondere damit verbundene Herausforderungen, wie etwa die Konfliktregulation gelernt haben (vgl. P1I1: 20, P1I4: 24, P1I7: 59, P1I8: 53):

»Ich kannte schon so Prozesse von irgendwie, wir entscheiden alle im Konsens und sowas, wobei ich tatsächlich sagen würde, dass ich das hier nochmal sehr viel mehr gelernt hab. Also so Plenasituationen halt irgendwie hier nochmal, sozusagen, kennengelernt oder auch so, dass es inzwischen auch für mich so super greifbar ist, was heißt das eigentlich.« (P1I5: 17)

Unterhalb der Hausversammlung als höchstem Entscheidungsgremium haben sich mit der Zeit verschiedene *Arbeitsgruppen* herausgebildet, die sich etwa mit Fragen der Finanzen und Vereinsbuchhaltung (vgl. P1I3: 29), der Abstimmung mit der städtischen Wohnungsbaugesellschaft (vgl. P1I9: 32), aber auch mit Instandhaltung und Wartung technischer Geräte und dem Haus beschäftigen (vgl. P1I2: 44). Manche von ihnen bestehen dauerhaft oder zumindest über längere Zeiträume, so etwa die Finanz-AG, die unter anderem für die Verwaltung der Vereinskontoen zuständig ist. Es gibt aber auch immer wieder Arbeitsgruppen, die sich mit der Vorbereitung einzelner Veranstaltungen, wie beispielsweise Meta-HVs oder Partys, oder anderen akuten Themen, wie etwa dem Umbau des Kellers oder der Implementierung neuer Kommunikationsformen, auseinandersetzen (vgl. P1I0: 156ff.). Die Arbeitsgruppen dienen dabei in erster Linie der organisatorischen Entlastung der Hausversammlungen. Auch wenn die Partizipation zwischen den einzelnen Bewohner*innen variiert, so beteiligen sich doch fast alle Bewohner*innen an einer oder mehreren Arbeitsgruppen und tragen somit zur Selbstverwaltung des Projektes bei.

Schließlich existieren unterhalb des Gesamtprojektes auf der Ebene der einzelnen Wohngemeinschaften regelmäßige interne Treffen, bei denen Fragen thematisiert werden, die das Zusammenleben innerhalb der WGs betreffen (vgl. P1I8: 35). Auch hier werden die Entscheidungen im Konsens getroffen. Insgesamt wird deutlich, dass die Selbstverwaltung des Projektes sehr zeitintensiv ist, auch wenn die damit verbundenen Aufgaben zwischen allen Bewohner*innen aufgeteilt werden. Dies führt jedoch zugleich zu einem regelmäßigen und intensiven Austausch zwischen den Bewohner*innen, der wiederum zur Gemeinschaftsbildung beiträgt.

Im Unterschied zum Projekt Gereonsplatz spielt die städtische Wohnungsbaugesellschaft im Projekt Rosengärten für die Organisation des Zusammenlebens eine deutlich größere Rolle. Dies ist unter anderem auf die Art und Weise der Gründung des Projektes zurückzuführen. Nachdem sie das Gebäude übernommen hatte, suchte die Wohnungsbaugesellschaft aktiv eine Gruppe, die daran interessiert war, darin ein gemeinschaftliches Wohnprojekt zu realisieren. In der Folge fand sich, unter anderem aus einer ganzen Reihe bestehender Initiativen, die bislang noch kein Objekt für ihr geplantes Projekt finden konnten, eine Gruppe zusammen, die später die Kerngruppe des Projektes bilden sollte. Die Wohnungsbauge-

sellschaft unterstützte diese Gruppe durch die Bereitstellung von Räumlichkeiten für ihre Treffen (vgl. P1I9: 4) sowie einer professionellen Moderation, die den Gründungsprozess begleitete, und überließ der Gruppe weitgehend die Auswahl der zukünftigen Bewohner*innen (vgl. P2B5: 16f.). Voraussetzung war dabei nur, dass die verschiedenen Generationen einigermaßen gleichmäßig repräsentiert waren, da die Wohnungsbaugesellschaft aufgrund negativer Erfahrungen keine reinen Altenwohnprojekte, im Sinne eines Projektes 50 plus, mehr realisieren wollte (vgl. P2I2: 5ff.). Erst als sich einige der zukünftigen Bewohner*innen aus unterschiedlichen Gründen aus der Gruppe zurückzogen, intervenierte die Wohnbaugesellschaft stärker, indem sie einzelnen Nachrücker*innen selbstständig eine Wohnung zusagte (vgl. P2I7: 8).

Wie auch im Projekt Gereonsplatz, gibt es im Projekt Rosengärten Sozialwohnungen, für deren Bezug ein Wohnberechtigungsschein benötigt wird. Dies führt in finanzieller Hinsicht zu einer großen Durchmischung und erlaubt es auch ärmeren Menschen in das Projekt einzuziehen, was im Hinblick auf die soziale Dimension der Nachhaltigkeit sinnvoll erscheint. Darüber hinaus gibt es hier aber auch frei-vermietete Wohnungen, die deutlich teurer als die Sozialwohnungen sind (vgl. P2I8: 8). Im Alltag tritt die Wohnungsbaugesellschaft, wie auch im Projekt Gereonsplatz, in erster Linie als Vermieterin auf, jedoch nicht dem Gesamtprojekt gegenüber, sondern den einzelnen Wohneinheiten. Dieses Arrangement, was von vielen Bewohner*innen durchaus begrüßt wird (vgl. P2I2: 11, P1I9: 8, P2I11: 73ff.), führt in der gemeinschaftlichen Lebensführung immer wieder zu Schwierigkeiten, da es insbesondere bei Konflikten zu einer Verantwortungsdiffusion zwischen Gemeinschaft und der städtischen Wohnungsbaugesellschaft kommt. So wird in Konfliktsituationen, etwa hinsichtlich der Gestaltung des Treppenhauses oder hinsichtlich der Benutzung des Fahrradkellers, anstatt die Konflikte innerhalb der Gemeinschaft zu klären, bzw. nachdem dieser Versuch gescheitert ist, immer wieder die Wohnungsbaugesellschaft als Vermieterin angerufen (vgl. P2I3: 14, P2I8: 12). So betont etwa eine Bewohnerin:

»Also da mach ich das so, wenn ich so ein Problem habe, kläre ich das selbst und zwar mit [der städtischen Wohnungsbaugesellschaft], das ist ja mein Vermieter, der kriegt meine Miete, und da finde ich können die anderen nicht drüber verfügen.« (P2I3: 24)

Zentrale Institution der Selbstverwaltung ist auch im Projekt Rosengärten die Hausversammlung, die grundsätzlich etwa alle vier bis sechs Wochen stattfindet und auf der verschiedene organisatorische und gemeinschaftsbezogene Fragen thematisiert werden. Die Einladung sowie die Versendung der Protokolle erfolgt dabei auch im Projekt Rosengärten per Mail durch wechselnde Protokollant*innen (vgl. P2B2: 11, P2P26: 14ff., P2P35: 20ff.). Die Entscheidungen werden im Gegensatz zum Projekt Gereonsplatz nicht im Konsens, sondern per Mehrheitsentscheid

getroffen. Damit wird der Anspruch verbunden, »eine demokratische Gemeinschaft« (P1B3: 12) zu sein. Ein Problem, dass von den Bewohner*innen wiederholt thematisiert wurde, ist die geringe Beteiligung:

»Also am Anfang haben wir hier gedacht, wir müssten alle 14 Tage Hausversammlung haben. Wir haben uns das so vorgestellt, dass man sich mehr auseinandersetzt. Also es wird sich hier gar nicht so viel auseinandergesetzt letztlich, was ich sehr bedauere. Also es wird doch einiges unter den Teppich gekehrt. Und dann bei den Hausversammlungen, die jetzt vielleicht alle sechs Wochen stattfinden, also dass sind ja immer von den, es sind 22 Wohnungen, es sind 30 Personen hier oder so und es sind dann zehn Leute, die teilnehmen.« (P2I10: 22)

Viele Bewohner*innen kritisieren, dass einige vor dem Einzug ein sehr großes Interesse am gemeinschaftlichen Zusammenleben formuliert, sich dann aber nach dem Einzug schnell zurückgezogen hätten. Sie fühlen sich getäuscht, da sie das Gefühl haben, diese Personen hätten schlussendlich nur eine Wohnung gesucht (vgl. P2B5: 15, P2I4:11). Andere halten dagegen, dass das Ausmaß der verlangten Beteiligung zu Beginn nicht klar kommuniziert wurde und sich als wesentlich umfassender herausgestellt habe als ursprünglich angekündigt (vgl. P1I8: 2, 22). Die mangelnde Beteiligung ist neben der stärkeren Trennung der Lebensführungen und der allgemein fehlenden Bereitschaft einiger Bewohner*innen zur Partizipation (vgl. auch Kapitel 15.2.1) jedoch scheinbar auch auf das Problem der fehlenden Kompetenzen der Hausversammlung zurückzuführen. Aufgrund der Doppelstruktur von Selbstverwaltung und Verwaltung durch die städtische Wohnungsbaugesellschaft wird es für die Bewohner*innen weniger dringlich, an den gemeinsamen Praktiken der Selbstverwaltung zu partizipieren, wie in der Aussage einer Bewohnerin deutlich wird:

»Ich mache das dann über [die städtische Wohnungsbaugesellschaft], denn diese Hausversammlung kann entscheiden was sie will. Es gibt auch keine Möglichkeit hier irgendwas zu sanktionieren.« (P2I8: 53)

Dies führt dazu, dass auf den Hausversammlungen oftmals Themen diskutiert werden, die für die Lebensführung der Bewohner*innen nicht von zentraler Bedeutung sind (vgl. P2I2: 30, P2P19: 12ff.), was wiederum dazu führt, dass es für diese Praktiken schwerer wird dauerhaft Träger*innen zu rekrutieren oder es werden Beschlüsse getroffen, die später von Menschen, die nicht anwesend waren, als bevormundend und willkürlich erlebt werden (vgl. P2I3: 14, 24). Auch ist die Hausversammlung aufgrund der geringen und selektiven Beteiligung nicht immer in der Lage, Konflikte innerhalb der Gemeinschaft zu befrieden, da etwa nicht alle beteiligten Parteien anwesend sind und bei einigen Bewohner*innen die Bereitschaft fehlt, sich intensiv mit den Problemen der Gemeinschaft auseinanderzu-

setzten (vgl. P2I3: 24). Dies trägt wiederum dazu bei, dass die Beteiligung gering ausfällt (vgl. P2I8: 10).

Um einige grundsätzliche Fragen hinsichtlich Erwartungen und gelebter Praxis zu bearbeiten und »auf ›ner anderen Ebene nochmal so Einiges auch durchzusprechen und durchzudenken« (P2I4: 42), wurde auch im Projekt Rosengärten ein Workshop durchgeführt, der mit den Meta-HVs im Projekt Gereonsplatz vergleichbar ist. Er wurde von der Moderatorin organisiert, die auch schon den Entstehungsprozess des Projektes im Auftrag der städtischen Wohnungsbaugesellschaft begleitet hatte. Die Ergebnisse dieses Workshops werden von den Bewohner*innen sehr unterschiedlich eingeschätzt. Während einige durchaus zufrieden sind (vgl. P2B4: 21, P2I4: 42), sind andere der Meinung, er hätte nur wenig gebracht, da sich in der Folge nicht viel verändert hätte (vgl. P2B4: 21, P2I8: 10). Sie hätten sich mitunter eine stärkere Intervention anstatt einer reinen Moderation gewünscht (vgl. P2I8: 10). Insgesamt wird bedauert, dass beim Workshop insbesondere diejenigen gefehlt haben, für die er eigentlich gedacht war (vgl. P2B5: 15), woran sich erneut das Problem der mangelnden und selektiven Beteiligung zeigt. Zugleich wurde auf dem Workshop von der Moderatorin jedoch vermittelt, dass diese Probleme, insbesondere die selektive Beteiligung, nicht exklusiv für das Projekt seien, sondern vielmehr in vielen Wohnprojekten auftreten würden (vgl. P2B4: 21). Darüber hinaus wurde deutlich, dass es für die gemeinschaftliche Lebensführung nicht immer notwendig ist, dass alle an allen Praktiken partizipieren, sondern es auch zur Reproduktion der Gemeinschaft beiträgt, wenn sich zwischen einem Teil der Bewohner*innen verstärkte Kontakte entwickeln (vgl. P2I9: 34, siehe auch Kapitel 15.2.1).

In anderen Bereichen funktioniert die Selbstorganisation recht reibungslos. So etwa die Organisation von gemeinsamen Treffen und Festen (vgl. P2P23: 14ff.) oder der Kontakt und die Absprache mit der städtischen Wohnungsbaugesellschaft (vgl. P2I9: 26). Dabei kommen diejenigen, die an den Praktiken der Selbstverwaltung partizipieren, durchaus zu Entscheidungen, mit denen die Beteiligten zufrieden sind. Auch finden sich immer wieder Bewohner*innen, die dabei anstehende Aufgaben übernehmen (vgl. P2P23: 14ff., P2I1: 34). Dies gilt auch für regelmäßig anfallende Aufgaben, wie etwa der Kontakt zu anderen Wohnprojekten und dem Sozialträger im Erdgeschoss des Projektes oder das Aufschließen und die Vorbereitung des Gruppenraumes für die regelmäßigen Treffen (vgl. P2B2: 13, siehe auch Kapitel 15.2.1).

15.1.2 Kommunikationspraktiken

Jenseits der Praktiken der Selbstverwaltung haben sich in den Projekten auch verschiedene Kommunikationspraktiken und damit verbundene sozio-materielle Arrangements etabliert, die über die alltäglichen und persönlichen Formen der Kommunikation und des Austausches hinausweisen. Diese sind für eine nachhaltige

Lebensführung – wie in der Folge noch deutlich wird – relevant, da sie niedrigschwellige Kommunikation mit allen und nicht nur einzelnen Bewohner*innen ermöglichen, was etwa für Praktiken des Teilens oder der gegenseitigen Unterstützung von Bedeutung ist.

Im Projekt Gereonsplatz spielt insbesondere die projektinterne Mailingliste und die damit verbundene Praktik des E-Mails-Schreibens eine große Rolle für die alltägliche Koordination des Zusammenlebens. Hier werden neben Nachrichten zu organisatorischen Themen, wie etwa externen Anfragen, Nebenkostennachzahlungen oder die Informationen zu den Hausversammlungen (vgl. P1I0: 164, P1I9: 68) auch alltagspraktische Nachrichten, etwa zu frei verfügbaren Lebensmitteln im Gemeinschaftskühlschrank (vgl. P1I7: 55) oder Veranstaltungseinladungen (vgl. P1I9: 68) herumgeschickt. Darüber hinaus wird der Verteiler auch für Anfragen an die Bewohner*innen genutzt, etwa wenn ein*e Bewohner*in etwas benötigt oder sich etwas Ausleihen möchte (vgl. P1I0: 164). Seit einiger Zeit wird die Mailingliste einem Bewohner zufolge insbesondere hinsichtlich der alltäglichen und niedrigschwelligen Kommunikation immer mehr durch einen Gruppenchat eines Messengerdienstes ersetzt, was den Austausch zwischen den Bewohner*innen noch einmal vereinfacht (vgl. P1G1: 7).

Neben dem E-Mail-Verteiler und dem erst kürzlich eingerichteten Gruppenchat finden sich im Hausflur des Projektes mehrere Info-Tafeln und Schwarze Bretter, auf denen ähnliche Informationen geteilt werden. Diese werden insbesondere für die Verteilung von »geretteten« Lebensmitteln (vgl. Kapitel 15.3.1) intensiv genutzt (vgl. P1I0: 385). Darüber hinaus finden sich jedoch auch Termine (vgl. P1I9: 72) sowie Anleitungen, etwa für das Befüllen und die Nutzung des Gemeinschaftskühlschranks oder den Dienstplan für den Gemeinschaftsgarten des Projektes (vgl. P1I0: 387). Neben diesen internen Kommunikationsstrukturen verfügt das Projekt noch über eine Webseite, die allerdings nur selten aktualisiert wird (vgl. P1I2: 44),) sowie eine Kontakt-E-Mail-Adresse für externe Anfragen, die von einer Bewohnerin gepflegt wird (vgl. P1I5: 11). Über die Homepage werden mitunter auch Pressemitteilungen zu stadtpolitischen Themen veröffentlicht. Dies geschieht jedoch nur selten.

Auch im Projekt Rosengärten wurde zur Kommunikation zwischen den Bewohner*innen eine Mailingliste etabliert, die als wichtiger Teil des Kommunikationsarrangements des Projektes fungiert. Auch hier werden Einladungen und Protokolle der Hausversammlungen (vgl. P2I4: 31f.) sowie E-Mails mit allgemeinen Informationen und Veranstaltungseinladungen (vgl. P2P23: 14ff., P2P27: 16ff., P2P52: 12ff.) über die Liste versendet. Darüber hinaus wird die Liste auch zur Organisation und Abstimmung gemeinsamer Veranstaltungen genutzt (vgl. P2P25: 12ff.). Im Vergleich zum Projekt Gereonsplatz wird sie jedoch weniger für die alltägliche Kommunikation zwischen den Bewohner*innen, fürs Teilen oder das Verteilen von Lebensmitteln oder Ähnlichem verwendet, was unter anderem auf die stärkere Tren-

nung der individuellen Lebensführungen in diesem Projekt zurückzuführen ist. Da die Bewohner*innen weniger im direkten Kontakt stehen, hat die Praktik des Mailschreibens jedoch, anders als im Projekt Gereonsplatz, auch für die Kommunikation zwischen einzelnen Bewohner*innen eine gewisse Bedeutung (vgl. P2P30: 27ff., P2P34: 18ff.)

Darüber hinaus findet sich auch im Projekt Rosengärten ein Schwarzes Brett, das im Hausflur des Projektes platziert ist und an dem allgemeine Informationen, Veranstaltungseinladungen oder gemeinsame Termine ausgehängt werden (vgl. P2B2: 12, P2I4: 28ff., P2P22: 10). Auch persönliche Geburtstags- und Einladungskarten von Bewohner*innen an die anderen werden hier verbreitet (vgl. P2B3: 20). Neben diesen institutionalisierten Formen der Kommunikation und der alltäglichen Face-to-Face-Interaktion spielt in der alltäglichen Lebensführung, insbesondere bei Konflikten, auch die Praktik des Zettel-Schreibens eine gewisse Rolle, die von einer Bewohnerin als »Zettelwirtschaft« (P1I3: 24) beschrieben wird. Dabei wird durch handschriftliche Zettel Kritik oder Empörung ausgedrückt. Dies erfolgt zum Teil offen, also versehen mit einer Unterschrift, oftmals aber auch anonym (vgl. P2I3: 14, P2P11). Diese Praktik erscheint insbesondere in ihrer anonymisierten Form als sehr problematisch, da sie keine offene Kommunikation über Konflikte ermöglicht und auf diese Weise eine Eskalation von Konflikten provoziert.

Insgesamt zeigt sich, dass sich in den Projekten zum Teil ähnliche Praktiken und Arrangements der Selbstverwaltung (Hausversammlung, zusätzliche Workshops) und der Kommunikation (Mailingliste, Schwarzes Brett) etabliert haben, diese jedoch im Alltag sehr unterschiedlich ausgefüllt werden. Im Projekt Gereonsplatz ist die Selbstverwaltung stark darauf ausgerichtet, alle Bewohner*innen zu integrieren und alternative, mitunter sozial-nachhaltige Formen der Entscheidungsfindung zu erproben. Hierfür investieren die Bewohner*innen viel Zeit und Energie. Dies ermöglicht zum einen eine gut funktionierende Selbstverwaltung, zum anderen stärkt es die Gemeinschaft, da der intensive und regelmäßige Austausch und auch die Integration der emotionalen Ebene, die Verbindung zwischen den Bewohner*innen unterstützt. Die gemeinschaftliche Lebensführung wirkt hier als Lernraum für nachhaltige Formen der Selbstverwaltung und Partizipation. Im Projekt Rosengärten bestehen hingegen größere Schwierigkeiten. Zwar sind die etablierten Strukturen und Praktiken durchaus in der Lage viele Aufgaben im Bereich der Selbstverwaltung zu bearbeiten, ein großes Problem besteht jedoch in der geringen, selektiven und zum Teil sehr stark differierenden Partizipation einzelner Bewohner*innen an den Praktiken der Selbstverwaltung und der Kommunikation. Auch die Doppelstruktur zwischen Selbstverwaltung und Verwaltung durch die städtische Wohnungsbaugesellschaft erscheint problematisch, da hierdurch der Selbstverwaltung die Relevanz und Mittel entzogen werden, die gemeinschaftliche Lebensführung zu strukturieren. Wie deutlich geworden ist, geht die differente Ausgestaltung in den beiden untersuchten Projekten zum einen auf unterschied-

liche sozio-materielle und institutionelle Arrangements zurück, zum anderen jedoch auch auf die damit verbundene unterschiedlich starke soziale Dichte der gemeinschaftlichen Lebensführungen. Ein wichtiger Unterschied besteht dabei hinsichtlich der Frage, wie viel Zeit die Bewohner*innen in die Selbstverwaltung und Organisation investieren. Einen weiteren zentralen Aspekt bezüglich der Organisation der gemeinschaftlichen Lebensführung bilden Fragen des Konfliktes und der Konfliktregulation, auf die in der Folge noch einmal vertiefend eingegangen wird.

→ *Konflikte und Konfliktregulation*²¹

Wie Konflikte entstehen und wie mit ihnen umgegangen wird erscheint für die Realisierung einer gemeinschaftlichen, mithin nachhaltigen Lebensführung von zentraler Bedeutung. Dabei sind verschiedene Arrangements und soziale Praktiken unterschiedlich in der Lage auf Konflikte zu reagieren. Für Fragen der Nachhaltigkeit ist der Umgang mit Konflikten aus mehreren Gründen relevant. Zum einen hängen Fragen der Konfliktregulation eng mit Fragen der Anerkennung und sozialen Integration zusammen, die für die soziale Dimension der Nachhaltigkeit eine wichtige Rolle spielen (vgl. Kapitel 6.1.2). Zweitens können ungelöste Konflikte auf Dauer den Bestand des Projektes gefährden. Drittens reduzieren nicht gelöste oder zumindest bearbeitete Konflikte die Bereitschaft zum Teilen und zur gegenseitigen Unterstützung, die einen wichtigen Aspekt der Nachhaltigkeitspotenziale gemeinschaftlicher Lebensführung bildet. Schließlich können mit der Bearbeitung von Konflikten im Rahmen der gemeinschaftlichen Lebensführung Lerneffekte verbunden sein, die zu einer Verbreitung nachhaltiger Formen der Konfliktregulation in andere Bereiche der Gesellschaft beitragen.

Zunächst lässt sich feststellen, dass Konflikte aufgrund der sozialen Nähe und der damit verbundenen Notwendigkeit des Austausches und der gegenseitigen Anpassung im Rahmen gemeinschaftlicher Lebensführung grundsätzlich nicht vollständig zu vermeiden sind. Zugleich können jedoch unterschiedliche Rahmenbedingungen, wie etwa die Zusammensetzung der Gruppe, auseinandergehende Erwartungen oder bestimmte Strukturen dazu beitragen, die Entstehung von Konflikten zu befördern. So verläuft beispielsweise eine zentrale Konfliktlinie innerhalb des Projektes Rosengärten zwischen denen, die sich eine stärkere Vergemeinschaftung wünschen und auch bereit sind, hier Zeit zu investieren, auf der einen und denen, die sich von den Ansprüchen der Gemeinschaft überfordert und erdrückt fühlen, auf der anderen Seite. Diese unterschiedlichen Erwartungen gehen unter anderem auf eine nicht ausreichend klare Kommunikation und Abstim-

21 Im Rahmen der Auswertung werden in der Folge zu einzelnen Praktiken, Arrangements oder anderen wichtigen Aspekten der Lebensführung vertiefende Analysen durchgeführt. Diese werden durch einen schwarzen Pfeil markiert und bieten Raum für weiterführende analytische und theoretische Überlegungen.

mung im Prozess der Entstehung des Projektes und der Auswahl der Bewohner*innen zurück. Ein intensiver Austausch, was gemeinschaftliches Zusammenleben für die einzelnen Gruppenmitglieder bedeutet und welche Erwartungen an den*die Einzelne*n damit einhergehen, hätte diesem Konflikt höchstwahrscheinlich vorbeugen können. Einen solchen Austausch zu organisieren, ist jedoch nicht immer leicht. So ergab sich etwa kurz vor dem Einzug das Problem, dass viele Mitglieder der Initiativgruppe des Projektes Rosengärten sich kurzfristig aus dem Prozess zurückzogen und in der Folge nur wenig Zeit für die Suche und die Integration weiterer Bewohner*innen blieb. Dennoch erscheint ein frühzeitiger intensiver Austausch zentral, um hier das Konfliktpotenzial von vornherein zu reduzieren.

Eine weitere Schwierigkeit besteht in der im Verhältnis zum Projekt Gereonsplatz größeren Heterogenität zwischen den Bewohner*innen, ihrem Alter, ihren sozialen Hintergründen, ihren Einstellungen, Weltanschauungen und sozialen Praktiken (vgl. P2B5: 14, P2I3: 12, P2I6: 18, P2I8: 52, P2I10: 26). Auch wenn die Lösung hier aus Nachhaltigkeitsperspektive nicht darin bestehen kann, nur noch weitgehend homogene Gemeinschaften zu etablieren, so stellt die Heterogenität jedoch eine Herausforderung dar, die bearbeitet werden muss.

Schließlich können auch sozio-materielle Arrangements, wie etwa bauliche Mängel und damit verbundene Lärmprobleme zu Konflikten führen (vgl. P1I8: 10, P2I6: 40). Auch wenn diese zunächst außerhalb des Einflusses der Gemeinschaft stehen, so wäre es jedoch möglich, sich frühzeitig mit der Aufteilung der zur Verfügung stehenden Wohneinheiten zu beschäftigen, die garantiert oder es zumindest wahrscheinlich macht, dass zwischen den direkten Nachbar*innen eine gute Beziehung besteht. Ein solcher Entscheidungsprozess, der im Projekt Gereonsplatz infolge des Wiederbezugs des Hauses erfolgreich durchgeführt wurde (vgl. P1I1: 20), ist zwar sehr zeitaufwändig, erscheint jedoch umso wichtiger, wenn es aufgrund des institutionellen Arrangements nach dem Einzug nicht mehr möglich ist, hier durch den Tausch von Wohneinheiten zu reagieren und auf diese Weise zur Reduzierung von Konflikten beizutragen.

Noch entscheidender für die gemeinschaftliche Lebensführung als die Vermeidung von Konflikten, scheint jedoch der Umgang mit ihnen zu sein. Welche Institutionen werden geschaffen und welche Praktiken etabliert, um Konflikte zu bearbeiten? Wie groß ist die Bereitschaft der Gemeinschaft und auch der einzelnen Subjekte sich mit den Konflikten auseinanderzusetzen und dabei auch zeitliche und emotionale Ressourcen zu investieren? Hier zeigen sich zwischen den untersuchten Projekten gravierende Unterschiede. Während im Projekt Gereonsplatz Konflikte offen thematisiert und angegangen und hierfür auch umfangreiche Zeitressourcen bereitgestellt werden, hat das Projekt Rosengärten noch keine gemeinschaftlichen Praktiken der Konfliktregulation etablieren können, die tatsächlich in der Lage sind, Konflikte zu beenden oder zumindest zu befrieden. Dies lässt sich unter anderem darauf zurückführen, dass schlicht und ergreifend weniger Zeit für

die Lösung von Konflikten, aber auch in allgemeine Prozesse der Gemeinschaftsbildung und des gegenseitigen Austausches innerhalb der Gemeinschaft investiert wird und hierzu von vielen Bewohner*innen auch keine Bereitschaft besteht (vgl. P2B5: 15, P2I3: 24, P2I4: 11, P2I8: 10).²² Dies führt auch dazu, dass sich weniger Lerneffekte infolge der gelungenen Bearbeitung von Konflikten einstellen können, wie sie im Projekt Gereonsplatz immer wieder beobachtet werden konnten, bzw. berichtet wurden (vgl. P1I3: 11, P1I4: 24, P1I5: 29, P1I7: 59). Zugleich ist jedoch auch festzuhalten, dass das Projekt noch sehr jung ist und die Etablierung konfliktregulierender Praktiken und Arrangements ebenso Zeit benötigt, wie Prozesse der Vergemeinschaftung, die eine wichtige Grundlage dafür bilden könnte.

15.2 Soziale Beziehungen und Gemeinschaft

Ein zentraler Praxisbereich der gemeinschaftlichen Lebensführung ist der Bereich der sozialen Beziehungen und Gemeinschaft. Er umfasst zum einen allgemeine Beziehung- und Gemeinschaftspraktiken, also die geteilte Gestaltung des Alltags und der Freizeit und zum anderen, eng damit verbunden, Praktiken der gegenseitigen Unterstützung. Hinsichtlich Fragen der Nachhaltigkeit sind diese in erster Linie für soziale Dimension der Nachhaltigkeit relevant, da sie unter anderem zur Anerkennung und sozialen Integration, der Verteilung von Ressourcen und auch zu den Verwirklichungschancen der Bewohner*innen beitragen (vgl. Kapitel 6.1.2).

15.2.1 Beziehungs- und Gemeinschaftspraktiken

Beziehung- und Gemeinschaftspraktiken wie gemeinsame Treffen, gemeinsame Unternehmungen oder gemeinsame Veranstaltungen und Feiern sind für gemeinschaftliche Wohnprojekte von entscheidender Bedeutung, da sie eine wichtige Grundlage der Vergemeinschaftung der Bewohner*innen, aber auch von Praktiken des Teilens oder der gegenseitigen Unterstützung bilden. Sie variieren zwischen den untersuchten Projekten deutlich.

Im Projekt Gereonsplatz sind die Gemeinschaftspraktiken direkt mit der alltäglichen Lebensführung der Bewohner*innen verbunden und gehen organisch daraus hervor. Dabei ist die Lebensführung durch engen Kontakt und sozialen Austausch geprägt, sowohl innerhalb der einzelnen Wohngemeinschaften als auch im ganzen Haus (vgl. P1I4: 9). In der Regel stehen fast alle Türen offen und es ist weit verbreitet, durch das Haus zu streifen und andere Bewohner*innen zu besuchen

22 Ein möglicher Lösungsansatz könnte hierbei die Begleitung solcher Projekte durch eine*n Sozialarbeiter*in sein, wie es in anderen Projekten bereits praktiziert wird (vgl. P2I3: 14). Aber auch dies ist wieder an die Bereitschaft gebunden, sich tatsächlich mit den Konflikten zu beschäftigen und diese nicht »unter den Teppich zu kehren« (P2I10: 22).

(vgl. P1B1: 10, P1B1: 12, P1I0: 47, P1I5: 5). Fast zu jeder Zeit sitzen im Haus Bewohner*innen zusammen, unterhalten sich, kochen oder sind in anderer Weise in Beziehung (vgl. P1B1: 10). Dabei spielen in Abwesenheit eines genuinen Gemeinschaftsraumes die Küchen der einzelnen Etagen als Treffpunkte und Orte des Austausches eine große Rolle.

Dass im Haus eigentlich fast immer etwas los ist und häufig Gäste zu Besuch sind, führt mitunter dazu, dass Bewohner*innen in Gemeinschaftspraktiken hineingezogen, bzw. von diesen rekrutiert werden, ohne dies zu beabsichtigen. So berichtet eine Bewohnerin, »dass ich, wenn ich das Zimmer verlasse, dass ich dann nicht nur das machen kann, was ich jetzt vorhabe, sondern, dass da dann halt gleich noch irgendjemand reinkommt« (P1I1:18). Ein anderer Bewohner erzählt:

»Ja, merke ich schon so ein bisschen, dass ich halt öfters, weil hier halt 19 Leute wohnen, in so Gespräche verwickelt bin im Alltag und eigentlich nur mal eben was aus ner anderen WG ausleihen will und dann da doch noch mit zwei, drei Leuten quatsche und dann ist irgendwie plötzlich ne halbe Stunde rum. Also, dass ich so viel Zeit hier verbringe, also, zuhause verbringe, auch, weil hier einfach viel los ist und wir oft auch Besuch haben oder so oder dann abends ein Film geguckt wird. Dass merke ich schon, dass einfach ein bisschen Zeit in dieses Projekt reinfließt.« (P1I2: 10)

Auch wenn dies dazu führen kann, dass sie mit anderen Dingen nicht wie geplant vorankommen, so betonen die Bewohner*innen doch die positiven Seiten dieses Austausches und der damit verbundenen sozialen Integration der Gemeinschaft (vgl. P1I1: 18). Viele von ihnen beschreiben das Projekt als Mittelpunkt ihres Lebens und verbringen entsprechen viel Zeit mit den anderen Bewohner*innen – auch außerhalb des Hauses (vgl. P1I3: 13, P1I5: 33, P1I6: 17). So gehen die Bewohner*innen regelmäßig gemeinsam aus oder besuchen gemeinsam Veranstaltungen, von Konzerten über Partys bis hin zu politischen Vorträgen oder Demonstrationen (vgl. P1B6: 17, P1B7: 9, P1I9: 64). Dabei wird deutlich, dass sich die gemeinschaftliche Lebensführung nicht nur auf die gelebten Praktiken beschränkt, die in dem Projekt stattfinden, sondern vielfach weit darüber hinaus reicht.

Den Bewohner*innen ist es insgesamt sehr wichtig sich gegenseitig »mitzukriegen« (P1I8: 37). Das Leben im Projekt zeichne sich durch ein »sehr starkes Miteinander« (P1I3: 9) aus, was von den Bewohner*innen als bereichernd erlebt wird und ihnen Sicherheit vermittelt (vgl. P1I5: 5). So führt eine Bewohnerin aus:

»Das kann auch sehr anstrengend sein, aber ist eigentlich sehr, sehr, sehr schön. Ich glaube dadurch, dass wir einfach so viele Leute sind und auch einfach Leute, denen Kontakt wichtig ist und zusammenleben wichtig ist und irgendwie auch ne Art Freund*innenschaft untereinander wichtig ist und dadurch halt viel Austausch mit Leuten und Nähe und irgendwie auch so eine Art Familie da ist.« (P1I4: 9)

Die Kontakte gehen dabei bis auf eine sehr persönliche und emotionale Ebene. So berichtet ein Bewohner:

»ich finde es wichtig mit den Leuten, mit denen ich, viel zu tun hab, irgendwie so da ganz am Leben dran zu sein und, dass ich das Gefühl hab, dass ich ein Teil von deren Leben bin und die ein Teil von meinem Leben sind.« (P1I9: 78)

Zugleich problematisiert er jedoch auch, dass dies nicht immer mit allen 19 Personen möglich sei, sondern sich vor allem auf die Bewohner*innen seiner Wohngemeinschaft beziehen würde (vgl. P1I9: 78). Solche Aussagen finden sich häufiger (vgl. P1I7: 89, P1I8: 25), doch auch zwischen den Bewohner*innen unterschiedlicher Wohngemeinschaften besteht ein intensiver Austausch (vgl. P1I3: 9, P1I5: 5). So berichtet eine Bewohnerin:

»Meistens sitzen wir sogar zu siebt oder acht in der Küche. Zwar wohnen wir nicht den ganzen Alltag zusammen, aber diese Leute sind da und die sind regelmäßig da und ich glaub die Schwelle ist ne niedrigere zu sagen, ich geh mal durch zwei unabgeschlossene Türen durch nen Hausflur hoch und latsch da einfach rein und das ist so selbstverständlich, als jetzt irgendwo klingeln zu müssen oder nen Schlüssel mitzunehmen. [...] Aber auch so ist es natürlich einfach so n Gang schnell nach oben oder schnell mal gesagt, hey, wir kochen unten kommt mal dazu. Also es ist schon gemeinschaftlicher auf jeden Fall als ne abgeschlossene Wohnung an sich, weil es doch ein Gefühl von Haus ist.« (P1I8: 31)

Hier deutet sich an, dass nicht nur Praktiken an denen alle partizipieren zur Gemeinschaftsbildung beitragen, sondern auch solche, die sich im Rahmen der alltäglichen Lebensführung vollziehen und den Bewohner*innen das Gefühl vermitteln, Teil eines Hausprojektes, einer Gemeinschaft zu sein, auch wenn an den konkreten einzelnen Vollzügen nur ein Teil der Bewohner*innen beteiligt ist. Das Projekt zeichne sich dabei dadurch aus, so eine Bewohnerin, dass »auch vom Menschen-schlag her teilweise so'n sehr großes sich auch einfühlen ineinander und Konflikte auch offen angehen, dass ist schon was, was [den Gereonsplatz] mehr prägt als meine WG vorher« (P1I3: 11).

Darüber hinaus lässt sich auch eine starke gemeinsame Projektidentität beobachten (vgl. P1I7: 19, P1I3: 11), die sich zum einen durch das gemeinschaftliche Zusammenleben selbst, aber auch durch ein gemeinsames Auftreten nach außen konstituiert:

»Ansonsten gibt es gemeinsames Auftreten, also es gibt manchmal den Moment, wo ganz viele von uns gemeinsam auf eine Party [...] gehen. Und wenn du einfach zu zehnt, zu zwölf auf ner Party aufläufst, das hat schon was.« (P1I0: 152)

Viele Bewohner*innen nehmen das Projekt darüber hinaus als eine Art Rückzugs-, bzw. »Schutzraum« (P1B6: 9, P1I6: 21) war, in dem sie so sein können wie sie sind,

ohne beispielsweise durch ihre politische Haltung oder ihre gelebte Sexualität anzuecken (vgl. P1B6: 10, P1I5: 33, P1I8: 9), da ihre Werte geteilt und gewisse Praktiken gelebt und nicht hinterfragt werden, wie etwa eine geschlechtergerechte Sprache oder ein sensibler Umgang mit Sexismus und Rassismus (vgl. P1I6: 26). So argumentiert etwa eine Bewohnerin:

»Ich selber bin aktiv und deswegen ist es für mich auch wichtig, dass Leute das auch so'n bisschen auf dem Schirm haben, auch Feminismus. Ich glaube es wäre einfach wahnsinnig schwierig, weil man, sag ich mal außerhalb des Hauses, außerhalb der Bubble, viel damit konfrontiert ist, dass es Zuhause nicht auch noch täglich Konflikte gibt und Positionen vertreten werden müssen. Was nicht heißt, dass jede Person hier das Gleiche denken muss, aber dass ne gewisse Grundverständnis, ne Grundhaltung dazu einfach da ist.« (P1I8: 9)

Dieser Schutzraum bietet den Bewohner*innen zum einen Anerkennung und ist somit für soziale Nachhaltigkeit im Sinne Anerkennungsdimension von Gerechtigkeit relevant, zum anderen ermöglicht er ihnen, ihre Einstellungen und Werte wiederum nach außen zu tragen, etwa im Alltag oder in Form von zivilgesellschaftlichem oder politischen Engagement (vgl. P1I6: 23, siehe auch Kapitel 15.4). Während der Schutzraum für die Bewohner*innen selbst in erster Linie unterstützend und empowernd auf ihre individuellen »Capabilities« (vgl. Sen [1999] 2007: 94ff.) wirkt, besteht zugleich die Gefahr, dass die Bewohner*innen nur noch mit Themen und Positionen konfrontiert sind, die sie selbst teilen und ein konstruktiver demokratischer Austausch jenseits der »Bubble« (P1I8: 9) nicht mehr möglich ist, was wiederum neue Ausschlüsse produzieren und sich negativ auf andere Menschen und ihre Möglichkeiten Anerkennung zu finden auswirken würde. Dieses Problem besteht nicht nur hinsichtlich des Projektes, sondern auch auf gesellschaftlicher Ebene und ist entscheidend mit der Frage von Machtverteilungen und Hegemonie verbunden (vgl. Koppetsch 2019: 124f.). Zugleich ist festzustellen, dass viele der im Projekt gelebten Werte, wie Feminismus, Anti-Rassismus, Veganismus oder Gleichberechtigung, dahingehend unproblematisch erscheinen und sich gut mit den Zieldimensionen von Nachhaltigkeit verbinden lassen. Dennoch erscheint ein sensibler Umgang mit dem Problem zielführend. Dies wird auch von den Bewohner*innen anerkannt, die dies mitunter selbst thematisieren (vgl. P1I6: 53), auch hinsichtlich Meinungsverschiedenheiten innerhalb des Projektes:

»Dieser Wunsch glaub ich nach so ner Einheitlichkeit, ist ja auch irgendwie ziemlich toxisch sozusagen. Hey, am liebsten will ich nur noch mit Leuten leben, mit denen ich nicht mehr diskutieren muss, ist für mich keine Option. Und deswegen sage ich einerseits, ist es schwierig dann mit Leuten Dinge auszudiskutieren und andererseits auch super wertvoll. Aber ich glaube, dass passiert halt am meisten, wenn Leute halt nicht achtsam sind und ich glaub schon dass man mit so vielen

Leuten schon gucken muss, dass jeder Mensch genug Platz hat und genug mitgedacht wird.« (P1B8: 49)

Auch wenn das Problem thematisiert wird, so wird hier doch deutlich, dass ein gewisser Habitus und damit verbundene Praktiken der Achtsamkeit vorausgesetzt werden, was wiederum immer Ausschlüsse produzieren kann, da die Zugangshürden auf sozialer Ebene vergleichsweise hoch sind.

Zusammenfassend zeigt sich, dass die Gemeinschaft und eine gemeinschaftliche Lebensführung für das Projekt eine große Bedeutung besitzt und mitunter sehr enge Beziehungen und eine starke soziale Integration hervorbringen. Diese bilden auch die Grundlage für verschiedene Formen der gegenseitigen Unterstützung (vgl. Kapitel 15.2.2). Neben der gelebten Praxis sowie geteilten Werten und Bedeutungen, kommt hierbei auch dem Faktor Zeit eine große Bedeutung zu. Die Bewohner*innen investieren sehr viel Zeit in das Projekt, was sich als eine wichtige Voraussetzung für eine enge Vergemeinschaftung erweist. Darüber hinaus zeigt sich, dass das Teilen von Zeit einerseits dazu führt, Beziehungen zu intensivieren, es aber andererseits auch schlicht notwendig wird, persönliche Fragen und Probleme zum Teil des gemeinschaftlichen Lebens zu machen, da ansonsten die Zeit schlichtweg nicht ausreichen würde (vgl. P1B5: 19).

Im Gegensatz zum Projekt Gereonsplatz entwickeln sich Gemeinschaftspraktiken im Projekt Rosengärten aufgrund der weitgehend getrennten alltäglichen Lebensführungen der Bewohner*innen nur sehr begrenzt organisch aus der alltäglichen Praxis heraus, sondern sind zumeist an institutionalisierte Treffen gebunden. Zwar gibt es, insbesondere im Sommer, wenn der Hinterhof genutzt werden kann und die Kinder dort spielen, auch jenseits der Treffen Kontakte zwischen den Bewohner*innen (vgl. P2I11: 18, P2B2: 30), dennoch spielen die institutionalisierten Praxisformen für das Projekt eine zentrale Rolle. So berichtet eine Bewohnerin, dass sich die Bewohner*innen teilweise ansonsten nur selten sehen würden (»manchmal sehen wir uns zwei Wochen lang nicht« (P2B1: 12)) – zumindest im Winter, wenn die Balkone nicht genutzt werden. Es gäbe ja keine gemeinsame Küche oder andere dauerhafte Gemeinschaftsräume, was von einigen Bewohner*innen bedauert wird (vgl. P2B1: 12). Auch darüber hinaus existieren in dem Gebäude nur wenige Orte, an denen man niedrigschwellig zusammenkommen könnte, sodass hier die sozio-materiellen Arrangements Vergemeinschaftungsprozesse hemmen oder zumindest nicht fördern. Dies liegt unter anderem daran, dass das Haus zunächst nicht als Wohnprojekt, sondern als Altenwohnheim geplant und erst im Laufe der Zeit umgewidmet wurde (vgl. P2I6: 26, P2I9: 36ff.). Umso wichtiger ist der Gemeinschaftsraum in den Räumlichkeiten des Sozialträgers für das Projekt, in dem sich fast alle gemeinschaftlichen Praktiken und Aktivitäten vollziehen.

Außer den monatlichen Hausversammlungen, auf denen überwiegend organisatorische Fragen verhandelt werden (vgl. P2P8, P2P9, P2P10, siehe auch Kapi-

tel 15.1.1), wird einmal im Monat im Wechsel ein gemeinsames Frühstück oder ein gemeinsames Kaffeetrinken veranstaltet (vgl. P2B2: 11). Jeden Dienstag und Donnerstag finden darüber hinaus am frühen Abend offene Treffen statt (vgl. P2B1, P2B2, P2B3, P2B5). In unregelmäßigen Abständen werden an diesen Terminen auch gemeinsame Spieleabende veranstaltet (vgl. P2B6, P2P52). Außerdem wurde im Laufe der Zeit noch ein Treffen am späten Abend für die Bewohner*innen eingeführt, die am frühen Abend keine Zeit haben (vgl. P2P17: 15. ff, P2P27: 16ff.). Schließlich findet einmal in Jahr ein Geburtstagsfest des Projektes statt (vgl. P2B8, P2P25: 20. ff.), bei dem neben Essen und Getränken auch gemeinsame Spiele und verschiedene weitere Aktivitäten für die Kinder organisiert werden und das finanziell von der Vermieterin, der städtischen Wohnungsbaugesellschaft, unterstützt wird, die auf diese Weise zur Gemeinschaftsbildung beitragen möchte (vgl. P2B8: 34ff.).

Immer wieder wird versucht, möglichst viele Bewohner*innen in die unterschiedlichen gemeinsamen Treffen einzubinden. So wurde das gemeinsame Kaffeetrinken eingeführt, das im Wechsel mit dem gemeinsamen Frühstück stattfindet, da einige Bewohner*innen am Vormittag keine Zeit hatten (vgl. P2B2: 11, P2B5: 14). Auch das Treffen am späten Abend wurde implementiert, um mehr Menschen zu beteiligen, die beispielsweise erst später von der Arbeit kommen und ihnen somit die Möglichkeit zu eröffnen, sich auszutauschen (vgl. P2P17: 15ff.). Diese Versuche sind nicht immer von Erfolg gekrönt. So hat etwa die Einführung des Kaffeetrinkens den Bewohner*innen zufolge nicht dazu geführt, dass sich diejenigen öfter beteiligen, für die diese Neuerung eingeführt wurde (vgl. P2B2: 11). Das monatliche Frühstück, bzw. das Kaffeetrinken werden im Wechsel von den unterschiedlichen Etagen des Hauses organisiert (vgl. P2B2: 12) und dienen in erster Linie dem Austausch unter den Bewohner*innen in lockerer Atmosphäre. In dem Gemeinschaftsraum wird hierfür aus Tischen eine große Tafel gebildet und jede*r Bewohner*in bringt etwas zu Essen oder zu Trinken mit, sodass ein reichhaltiges Buffet entsteht, an dem sich alle bedienen können (vgl. P2B4: 18). Von allen unterschiedlichen Formaten von Treffen, sind diese am besten besucht und werden sowohl von den älteren Bewohner*innen als auch von den jungen Familien und den Alleinstehenden wahrgenommen (vgl. P2B4: 18). Bei den Beobachtungen war die Stimmung gut. Während sich die Erwachsenen unterhielten, spielten die Kinder im Hof (vgl. P2B4: 18).

Bei den offenen Treffen dienstags und donnerstags handelt es sich um lockere Gesprächsrunden, in deren Rahmen sich die Bewohner*innen bei Tee und Keksen zusammensitzen und sich austauschen (vgl. P2B1: 10). Die Themen über die gesprochen wird, reichen von aktuellen öffentlichen Debatten, über persönliche Erlebnisse, wie Urlaube (vgl. P2B3:11), Ausflüge (vgl. P2B5: 10), aber oftmals auch Krankheiten und Probleme der Bewohner*innen sowie andere alltägliche Herausforderungen (vgl. P2B1: 11, P2B2: 10, P2B5: 13), bis hin zu Diskussionen über ak-

tuelle Vorgänge und Probleme im Haus, wie etwa den dreckigen Hausflur (vgl. P2B3: 19), ein Problem mit einer Eingangstür (vgl. P2B3: 13) oder, dass sich einige Bewohner*innen immer weiter aus der Gemeinschaft zurückziehen würden (vgl. P2B5: 14). Die Gespräche erfolgen dabei durchaus emphatisch (vgl. P1B2: 10). Auch bei diesen Treffen herrschte während der Beobachtungen eine entspannte Atmosphäre. Die Treffen werden genutzt, um sich gegenseitig auf den neusten Stand zu bringen und zu erfahren, wer gerade unterwegs ist und was im Projekt passiert (vgl. P2B1: 12, P2B5: 11). Auffällig ist, dass an den Treffen überwiegend die älteren Bewohner*innen des Projektes teilnehmen (vgl. P2B1: 12, P2B2: 14). Oftmals sind es nur sehr wenige (vgl. P2B2: 7). Manchmal nur zwei oder drei (vgl. P2B1: 12).

Während bei dem offenen Treffen fast ausschließlich ältere Bewohner*innen zusammenkommen, nehmen an dem Treffen am späten Abend auch einige der jüngeren teil (vgl. P2B7). Die Themen ähneln sich jedoch und reichen von aktuellen öffentlichen bis hin zu projektbezogenen Themen. Auch hier erfolgen die Gespräche durchaus empathisch. Man tauscht sich aus und bringt sich auf den neusten Stand (vgl. P2B7: 19). Ganz ähnlich läuft es beim Spieleabend, der von einigen besonders aktiven Bewohner*innen organisiert wird (vgl. P2B6: 17, P2P52: 12ff.). Auch hier findet in erster Linie ein lockerer Austausch statt, wobei wiederum deutlich wird, dass sich an den regelmäßigen Treffen unter der Woche, immer wieder die gleichen Bewohner*innen beteiligen und immer wieder die gleichen fehlen (vgl. P2B6: 15ff.). Dies verweist auf ein Phänomen, das ganz grundsätzlich in dem Projekt beobachtet werden kann. Besonders aktiv sind die älteren Bewohner*innen und einige andere Bewohner*innen (vgl. P2B2: 9). Die anderen beteiligen sich nur selten, was von den Aktiven sehr bedauert wird (vgl. P2B5: 14).

All diese institutionalisierten Treffen und die damit verbundenen Praktiken tragen zur Gemeinschaftsbildung bei und bilden damit in vielerlei Hinsicht die Grundlage für weitergehenden Austausch und auch Praktiken der gegenseitigen Unterstützung, wie sie im nächsten Unterkapitel beschrieben werden. Indem nur ein Teil der Bewohner*innen regelmäßig an den gemeinsamen Treffen teilnimmt, fokussiert sich auch die Gemeinschaftsbildung auf diese Gruppe. Auf diese Weise entstehen verschiedene Subdifferenzierungen innerhalb der Gemeinschaft. Während die Beziehungen zwischen einigen, insbesondere älteren Bewohner*innen sehr eng sind, sind andere Bewohner*innen, durchaus auch auf eigenen Wunsch hin, eher außen vor. Dies zeigt sich auch daran, dass in erster Linie die aktiven Bewohner*innen an gemeinschaftlichen Praktiken jenseits der gemeinsamen Treffen beteiligt sind, wie etwa gemeinsamen Theater- und Konzertbesuchen (vgl. P2B2: 10, P2B6: 16), Ausflügen (vgl. P2B1: 11, P2I2: 18, P2I5: 24) oder gemeinsamen Grillabenden (vgl. P2I4: 42). Von diesen Bewohner*innen wird die Gemeinschaft insgesamt auch als deutlich wichtiger beschrieben (vgl. P2I5: 14). Sie verbinden damit Geborgenheit, soziale Integration und Teilhabe (vgl. P2B1: 12, P2I4: 5, P2I7: 30, P2I11: 12) und bezeichnen ihren Einzug in die Gemeinschaft mitunter als »Glücksfall über-

haupt« (P2I5: 16) oder als Möglichkeit »nicht zu vereinsamen« (P2I7: 24). So berichtet eine ältere Bewohnerin:

»Ein anderer Grund ist, dass man sich einfach geborgen fühlt. Also auch wenn man jetzt nicht so'n ganz engen Kontakt hat. Aber ich weiß genau, ich kann über mir, unter mir, rechts und links von mir, ich kann überall hingehen, wenn irgendwas ist und die werden mir alle helfen. Und umgekehrt, werde ich angesprochen oder eben auch nicht oder ich merke, dass was ist. Da ist doch ne große Hilfsbereitschaft gegenseitig da. Und das ist in unserer Gesellschaft sehr wichtig, denn das ist nicht selbstverständlich. [...] Das macht mich auch ganz ruhig, wenn ich an die Zukunft denke.« (P2I10:12)

Darüber hinaus biete das Projekt die Möglichkeit, durch viele Kontakte zu unterschiedlichen Menschen »lebendig zu bleiben« (P2I10: 12). Diese grundsätzlich positive Sicht auf das Projekt beschränkt sich nicht allein auf die älteren Bewohner*innen. So erzählt eine junge Mutter, dass sie es auch für ihre Kinder sehr gut findet, »dass die genau wissen, dass ist der, der wohnt da, dass ist der, ne, dass alles nichts Fremdes für die ist« (P2I11: 12).

Zugleich zeigt sich, dass es sich hierbei überwiegend um Bewohner*innen handelt, die schon früh in der Organisationsgruppe oder anderen Initiativgruppen für Gemeinschaftsgründungen aktiv waren oder zumindest viel mit der Idee der Gemeinschaft verbinden und diese suchend in das Projekt eingezogen sind (vgl. P2I1: 22, P2B2: 15). Andere ziehen sich eher zurück und sind nur wenig an gemeinschaftlichen Aktivitäten interessiert (vgl. P2I3: 12, P2I8: 10). Dies lässt sich unter anderem auf die Zusammensetzung der Bewohner*innen zurückführen. So berichtet ein Bewohner, dass er niemanden finde, der seine Interessen teilt, was unter anderem auch mit dem starken Überschuss an Frauen in dem Projekt zusammenhinge (vgl. P2I6: 22).

Die unterschiedlich starke Beteiligung an den gemeinschaftlichen Praktiken führt immer wieder zu Konflikten, da sich dadurch verschiedene Perspektiven, Normalitäten und Ansprüche hinsichtlich des Projektes reproduzieren (vgl. auch Kapitel 15.1 und 15.2). Die Konfliktlinie verläuft dabei hauptsächlich zwischen denjenigen, die sich vor ihrem Einzug noch deutlich mehr Gemeinschaftlichkeit und eine gemeinschaftlichere Lebensführung erhofft hatten und denjenigen, die sich durch den »Gemeinschaftswahn« (P2I8: 46) oder die individuellen Ansprüche an Kontakt und Austausch, die von einzelnen Bewohner*innen an sie gestellt werden, überfordert und eingeengt fühlen (vgl. P2I3: 12, P2I8: 10).

Dies verweist auf ein strukturelles Problem, das in der großen Heterogenität der Ansprüche und Erwartungen begründet ist und auch mit der Entwicklung der Gruppe zusammenhängt. Während viele der aktiven Kerngruppe sehr gezielt eine gemeinschaftliches Wohnprojekt gesucht haben, dabei mitunter schon mehrere Jahre auf der Suche waren und sich dementsprechend schon viel, oftmals in erster

Linie anhand von gelungenen Beispielen, mit gemeinschaftlichem Zusammenleben auseinandergesetzt haben, wurden andere erst unmittelbar vor ihrem Einzug damit konfrontiert (vgl. P2I1: 12). Viele von ihnen sehen die Gemeinschaft eher als nebensächlich und weniger als substantiellen Teil ihrer eigenen Lebensführung an. Die unterschiedlichen Einschätzungen hinsichtlich der Beteiligung kommen auch dadurch zustande, dass die Ansprüche der Bewohner*innen im Prozess der Projektgründung anscheinend oftmals nicht klar genug kommuniziert wurden (vgl. auch Kapitel 15.1.1). Während die einen eine enge Gemeinschaft erwarteten, die viel zusammen unternimmt (vgl. P2B5: 15, P2I10: 32), nahmen andere an, dass sich die gemeinschaftlichen Aktivitäten auf die monatlichen Treffen beschränken würden (vgl. P2I8: 2).

Darüber hinaus wurde offensichtlich die Bedeutung unterschiedlicher Zeitressourcen unterschätzt. So zeigte sich in der Praxis schnell, dass beispielsweise die jungen Familien, durch die doppelte Belastung durch Erwerbstätigkeit und Kindererziehung, nur sehr wenig Zeit für gemeinschaftliche Praktiken haben (vgl. P2I10: 32). Ähnliches gilt in etwas abgeschwächter Form auch für die berufstätigen Bewohner*innen mittleren Alters (vgl. P2I8: 10). Da auf der anderen Seite vielen Bewohner*innen aufgrund dessen, dass sie bereits verrentet sind, sehr viel Zeit zur Verfügung steht, entwickeln sich hier Ungleichgewichte, die die Gemeinschaft verarbeiten muss.

Dies verweist darauf, dass für eine gelingende Realisierung gemeinschaftlicher Lebensführung einerseits geteilte Bedeutungen, Ideale und Erwartungen vorhanden sein müssen oder zumindest vor dem Einzug, bzw. der Gründung von gemeinschaftlichen Wohnprojekten, ein ausführlicher Dialog darüber geführt werden sollte und andererseits die daraus resultierenden Ansprüche offen mit den Zeitressourcen der Bewohner*innen abgeglichen werden sollten. Dies könnte viele, wenn auch sicherlich nicht alle, Konflikte, die im Rahmen des gemeinschaftlichen Zusammenlebens auftreten, verhindern. Darüber hinaus zeigt sich infolge der Analysen, dass gemeinschaftliche Praxis und geteilte Zeit eine wichtige Grundlage für weitergehende Vergemeinschaftungen bilden. Durch die Schaffung von geeigneten sozio-materiellen Rahmenbedingungen, etwa gemeinschaftlich geteilten Orten, aber auch eine Durchmischung der Wohnformen, wie sie in anderen Projekten besteht, könnte darauf hingearbeitet werden, dass diese sich niedrigschwellig und organisch aus der alltäglichen Lebensführung entwickeln kann. Dies ist auch deshalb wichtig, da institutionalisierten Treffen immer mit hohem Aufwand und hohem Frustrationspotenzial für beide Seiten verbunden sind. Während die einen sie als notwendig und vereinbart erachten und enttäuscht sind, wenn sie nur wenig frequentiert werden, sehen die anderen darin in erster Linie eine Belastung, da sie sich für diese zusätzlichen Termine immer wieder extra Zeit nehmen müssen und diese sich nicht ohne Weiteres in deren alltägliche Lebensführung integrieren lassen.

Dennoch lässt sich auch für das Projekt Rosengärten festhalten, dass viele Bewohner*innen sich grundsätzlich positiv über das Projekt äußern und es trotz aller Probleme als Bereicherung ihres Lebens ansehen. Insbesondere für die älteren Bewohner*innen, aber auch Bewohner*innen, die jenseits des Projektes nur wenig Anschluss finden, bietet das Projekt einen Schutz vor einer Vereinsamung (vgl. P2B6:17) und trägt auf diese Weise zur sozialen Inklusion und damit zur sozialen Nachhaltigkeit bei.

15.2.2 Praktiken der gegenseitigen Unterstützung

Neben diesen grundlegenden Beziehungspraktiken lassen sich in der gemeinschaftlichen Lebensführung auch unterschiedliche Formen und Praktiken gegenseitiger Unterstützung identifizieren. Viele von diesen Praktiken entwickeln sich spontan aus dem gemeinschaftlichen Zusammenleben. Es existieren aber auch stärker institutionalisierte Formen der gegenseitigen Unterstützung. Oftmals sind sie stark mit der Bedeutung von Gemeinschaft verbunden, die vielfach mit dem Anspruch verknüpft wird, aufeinander zu achten und sich gegenseitig zu helfen und zu unterstützen. In der Folge lassen sich *moralisch-emotionale* und *materiell-praktische* Formen der gegenseitigen Unterstützung differenzieren.

Im Projekt Gereonsplatz sind Praktiken der gegenseitigen Unterstützung weit verbreitet und bilden einen substantiellen Teil der gemeinschaftlichen Lebensführung. Indem die Bewohner*innen weite Teile ihres Alltags und auch der damit verbundenen Herausforderungen teilen, sind solche Praktiken alltäglich und niedrigschwellig. Dies gilt sowohl für moralisch-emotionale als auch für materiell-praktische Formen der Unterstützung. So ist es gelebte Normalität, sich gegenseitig mit Lebensmitteln zu versorgen und sie zu teilen, wenn irgendwo, beispielsweise zum Kochen etwas fehlt (vgl. P1B5: 5, P1I7: 15, P1I8: 31, siehe auch Kapitel 15.3.2). Auch andere materielle Artefakte zu teilen, zu verleihen oder zu verschenken, wenn jemand anderes sie braucht, ist alltäglicher Bestandteil der Lebensführung (vgl. P1I4: 8), was sowohl hinsichtlich der sozialen Dimension der Nachhaltigkeit, im Sinne der distributiven Gerechtigkeit, als auch hinsichtlich der ökologischen Auswirkungen relevant ist, da auf diese Weise vorhandene Dinge intensiver genutzt, anstatt neu gekauft werden. Während sich die meisten Praktiken der gegenseitigen Unterstützung aus dem geteilten Alltag ergeben, werden mitunter auch die gemeinschaftlichen Kommunikationsmittel in die Praktiken integriert, um sich an alle Bewohner*innen zu wenden. Dabei erweist sich das Projekt mit seinen 19 Bewohner*innen als starke Ressource. Als beispielsweise eine Bewohnerin für ein Kunstprojekt sehr viele Reisekoffer benötigte, hatte sie diese infolge einer E-Mail über den Hausverteiler in kurzer Zeit zusammen (vgl. P1Io: 49). Auch für andere Formen der praktischen Unterstützung bildet das Projekt einen großen Fundus, da die unterschiedlichen Bewohner*innen über eine Vielzahl von unterschiedlichen

Kompetenzen verfügen, vom »Regal bauen, bis zu Steuererklärung« (P1I6: 19). Entsprechend können die Bewohner*innen regelmäßig auf diesen Pool an Kompetenzen zurückgreifen.

Neben diesen alltäglichen Formen der gegenseitigen Unterstützung, finden sich auch solche, die stärker institutionalisiert sind. So existieren verschiedene institutionalisierte Praktiken der materiellen Umverteilung, die ebenfalls für die soziale Dimension der Nachhaltigkeit im Sinne von distributiver Gerechtigkeit relevant sind. Sowohl in den einzelnen Wohngemeinschaften, etwa durch an die individuelle finanzielle Ausstattung angepasste Einzahlungen in die gemeinsame WG-Kasse (vgl. P1I0: 59, P1I7: 35, P1I8: 39, vgl. auch Kapitel 15.3.2), als auch innerhalb des Hauses. So wurde infolge von Diskussionen über Gemeinschaft und Gerechtigkeit eine Kasse eingerichtet, die im Keller deponiert wurde und in die Bewohner*innen, die überdurchschnittlich viel verdienen, Geld einzahlen. Wer finanzielle Schwierigkeiten hat, kann sich dort einfach Geld herausnehmen. Durch die Anonymisierung des Vorgangs soll ermöglicht werden, dass die Person, die sich Geld nimmt, nicht stigmatisiert wird, etwa indem sie allen sagen muss, dass sie sich die Miete diesen Monat nicht leisten kann (vgl. P1B2: 30). Das Ganze basiert somit sehr stark auf gegenseitigem Vertrauen. Hierfür bilden wiederum die große soziale Dichte und die Identifikation mit der Gemeinschaft eine wichtige Voraussetzung. Bevor diese Praktik etabliert wurde, konnten sich die Bewohner*innen vertraulich an die Finanz-AG wenden, wenn sie nicht in der Lage waren die Miete zu bezahlen. Anschließend wurde das Anliegen anonym auf dem Plenum des Projektes diskutiert. Weil die Bewohner*innen jedoch eine niedrigschwelligere Form der Umverteilung etablieren wollten, wurde die Kasse im Keller eingerichtet (vgl. P1G1: 3). Da sich die Praktik unterschwellig und anonym vollzieht, ist es schwer nachzuvollziehen, wie umfangreich die durch sie realisierte Umverteilung tatsächlich ist. Einem Bewohner zufolge wird sie jedoch zumindest regelmäßig vollzogen (vgl. P1G1: 4).

Neben diesen materiell-praktischen Formen, sind in dem Projekt insbesondere auch moralisch-emotionale Praktiken der gegenseitigen Unterstützung weit verbreitet (vgl. P1B3: 19, P1B6: 10), wie auch eine Bewohnerin berichtet:

»Also ich habe das Gefühl, wir unterstützen uns halt schon auch gegenseitig viel in der Alltagsbewältigung. Also das fand ich vor allem unten, also ich habe ja vorher in der 9er-WG unten gewohnt, also bis August. Im August bin ich hochgezogen. Da war sehr viel so dieses, es waren halt immer Themen da. Wem geht es gerade wie und warum? Und irgendwie haben dann alle mit drüber überlegt, soll ich jetzt den Job machen oder nicht. Und also es gibt irgendwie immer Leute, die für einen da sind, finde ich. Und ich habe auch immer dieses, wenn oben gerade mal niemand ist, dann laufe ich halt runter und guck: wer gerade da ist und kann mich irgendwo dazuhocken oder kann mal bei irgendwem anklopfen und das macht es für mich

voll aus. Dieses Gefühl von, ich fühl mich halt so voll sicher, oder so. So'n bisschen einfach zuhause irgendwie.« (P1I5: 5)

Diese Praktiken der gegenseitigen Unterstützung sind eng mit den oben beschriebenen Beziehungspraktiken, der damit verbundenen sozialen Nähe sowie Ideen von Gemeinschaft verknüpft. Zum einen gehen sie aus diesen hervor, zum anderen stärken sie auch wiederum den Zusammenhalt, die soziale Dichte und die Vergemeinschaftung. Von den Bewohner*innen werden diese Praktiken und Formen der gegenseitigen Unterstützung als sehr positiv und persönlich bedeutsam erlebt und mitunter auch aktiv gesucht, wie eine Bewohnerin berichtet:

»Es ist ganz simpel, wenn ich irgendwie merke mir geht's schlecht und ich will mit jemandem reden, dann gucke ich wer in meiner WG gerade da ist und wenn da niemand da ist, dann laufe ich hoch oder runter und [lacht] und klopfe an Türen und dann ist meistens irgendjemand da, der mir zuhört. Und das, also das weiß ich super zu schätzen.« (P1I1: 14)

Auch im Projekt Rosengärten finden sich unterschiedliche Formen der gegenseitigen Unterstützung. Auffällig ist dabei, dass Intensität und Umfang der Partizipation an diesen Praktiken zwischen den Bewohner*innen deutlich variieren, je nachdem, wie stark sie in die Gemeinschaft eingebunden sind, was ein deutlicher Hinweis darauf ist, dass eine gemeinsame Praxis und eine damit verbundene gesteigerte soziale Dichte tatsächlich eine wichtige Voraussetzung für Praktiken der gegenseitigen Unterstützung bilden.

An allgemeinen und niedrigschwelligen Praktiken der gegenseitigen Unterstützung im Sinne einer guten Nachbarschaft, wie etwa das Annehmen von Paketen, das Blumengießen oder ähnlichen Formen der Hilfe, beteiligt sich die große Mehrzahl der Bewohner*innen (vgl. P2P34: 19, P2P65: 19ff., P2I3: 4, 14). Darüber hinaus finden sich zwischen den aktiven Bewohner*innen noch eine ganze Reihe weitere Praktiken materiell-praktischer Unterstützung, wie etwa das Mitbringen verschiedener Produkte vom Einkaufen (vgl. P2B2: 10, P2B6: 18, P2I7: 34), die Erledigung von Fahrten mit dem Auto (vgl. P2I5: 28, P2I7: 30), die Unterstützung bei der Nutzung technischer Geräte (vgl. P2B6: 16) oder auch die praktische Hilfe bei der Reparatur von Möbeln:

»Ja, das habe ich echt, weil meine Schranktür war kaputt, da hat [Name der Bewohnerin] sich dermaßen ins Zeug gelegt [beide lachen] mit neuen Scharnieren, Baumärkte hier, dann nochmal ein Baumarkt und das zu machen.« (P2I7: 32)

Eine besonders große gegenseitige Unterstützung findet sich jedoch zwischen den überwiegend weiblichen, älteren Bewohnerinnen, von denen viele zu der Gruppe gehört, die sehr gezielt ein gemeinschaftliches Zusammenleben gesucht hat. Insbesondere wenn eine von ihnen erkrankt, kümmern sich die anderen um sie und

unterstützen sie in ihrem Alltag. Sie fahren sie in Krankenhaus, bringen ihnen Sachen, besuchen sie und unterstützen sie, sobald sie wieder zuhause sind im Haushalt (vgl. P2B2: 20, P1I4: 9, P1I5: 4, 34). Wie wichtig dies für die Bewohnerinnen ist, erläutert eine von ihnen folgendermaßen:

»Und ich bin *heilfroh*, wir sind im November alle, die meisten eingezogen und im Juni habe ich den Unfall. Also ohne Aufzug und ohne nachbarschaftliche Hilfe, ich weiß nicht, wie das gelaufen wäre in der anderen Wohnung.« (P2I5: 2)

Andere erzählen, das Wissen über diese gegenseitige Unterstützung vermittele ihnen Sicherheit und Geborgenheit (vgl. P2I10: 12, P2I2: 20). Zwischen den älteren Bewohnerinnen, dieser dichtereren »community of practice« (vgl. Lave/Wenger 1991: 29), haben sich auch stärker institutionalisierte Formen der gegenseitigen Unterstützung etabliert. So wurde eine Vorsorgegruppe gegründet, die sich einerseits mit rechtlichen Fragen auseinandersetzt, wie etwa Patient*innen- oder Betreuungsverfügungen, andererseits wurde aber auch besprochen, wie es möglich ist, im Notfall schnell Hilfe leisten zu können und es wurden in der Folge Wohnungstürschlüssel zwischen den Bewohnerinnen ausgetauscht (vgl. P2I4: 28). Durch den engeren Austausch finden sich hier darüber hinaus auch Praktiken der moralisch-emotionalen gegenseitigen Unterstützung, die sonst im Projekt weniger verbreitet sind (vgl. P2B3: 11, P2B1: 11). Zwar verlaufen die Gespräche zwischen den Bewohner*innen, wie in Kapitel 15.2.1 beschrieben, auch jenseits dieser Gruppe durchaus empathisch und die Bewohner*innen sind grundsätzlich sehr zugewandt und kümmern sich umeinander (vgl. P2I4: 22, P2I10: 22), oftmals bleiben die Gespräche und Verbindungen jedoch recht oberflächlich und umfassen, jenseits der Beziehungen einzelner Personen, keine intensivere emotionale Ebene (vgl. P2B5: 11, P2I3: 4). Dies lässt sich unter anderem auf verschiedene Lebensrealitäten und damit verbundene Interessen zurückführen. So befinden sich die stärker verbundenen Bewohner*innen in einer ähnlichen Lebensphase und sind mit vergleichbaren Fragen und Problemen konfrontiert.

Es wird deutlich, dass Praktiken der gegenseitigen Unterstützung zwar im Projekt verbreitet sind, die Intensität und der Umfang der Partizipation daran jedoch von der sozialen Integration der Bewohner*innen abhängt. Grundsätzlich existiert zwar bei vielen Bewohner*innen der Anspruch, alle Miteinzubeziehen und allen Unterstützung zukommen zu lassen. Es gab ihnen zufolge jedoch auch schon Situationen, in denen dies nicht so gut funktioniert habe (vgl. P2I2: 17, P1I3: 14). In diesem Zusammenhang wird von einer Bewohnerin sehr bedauert, dass die Unterstützung letztendlich doch auf persönliche Sympathien zurückzuführen sei. Sobald diese nicht vorhanden seien, würde die Unterstützung deutlich abnehmen oder sogar ausbleiben, was sie, auch wenn sie selbst nicht davon betroffen sei, sehr ärgere (vgl. P2I2: 19, 40). Zugleich hat sich aber bislang scheinbar immer jemand aus der Gemeinschaft gefunden, der die anstehenden Aufgaben übernommen hat,

sodass letztendlich niemand einfach vernachlässigt wurde, auch wenn die damit einhergehenden Aufgaben sehr ungleich verteilt waren (vgl. P2I2: 17, P1I3: 14, 46).

Die gegenseitige Unterstützung wird insgesamt stark mit der Idee der Gemeinschaft verbunden, insbesondere von denen, die hierzu einen Bezug haben (vgl. P2I6: 2, P2I10: 20). Anderen geht dies zu weit und sie möchten nicht, dass die Gemeinschaft einen zu starken Raum in ihrem Leben einnimmt (vgl. P2I8: 12, P1I3: 12). Welche Bedeutung die Idee der Gemeinschaft für das Zusammenleben in den untersuchten Wohnprojekten hat und wie sie genau erfüllt wird, soll in der Folge genauer beleuchtet werden.

→ *Die Idee der Gemeinschaft in den Projekten*

Grundsätzlich fungiert die Idee der Gemeinschaft im Rahmen gemeinschaftlicher Lebensführung der Projekte als geteilte Bedeutung, die identitätsstiftend wirkt und als diskursives Element auf das sich bezogen werden kann, um beispielsweise Ansprüche zu formulieren. Sie ist fluide und wird von den sich auf sie beziehenden Individuen mitunter sehr unterschiedlich beurteilt. Dementsprechend ist sie auch immer Bezugspunkt für Auseinandersetzungen darüber, wie eng der Austausch zwischen den Bewohner*innen und das allgemeine Zusammenleben gestaltet werden soll.

Zentral ist dabei, dass Gemeinschaft im Sinne einer geteilten Bedeutung aus der (geteilten) sozialen Praxis hervorgeht und diese wiederum beeinflusst. Sie wird performativ hergestellt und reproduziert und wirkt in der Folge auf die Lebensführung zurück. Ganz im Sinne der wechselseitigen Beziehung von Praxis und Praktik oder auch der Parallelität von Onto- und Soziogenese (vgl. Kapitel 10.2), lässt sich dementsprechend eine Verbindung zwischen gemeinschaftlicher Lebenspraxis und der Idee der Gemeinschaft herstellen. Dabei spielen auch Praktiken der Grenzziehung eine Rolle. So werden im Rahmen der (gemeinschaftlichen) Praxis immer auch Ein-, respektive Ausschlüsse (re-)produziert. Die Konstruktionsprozesse von Gemeinschaft sind dabei nicht notwendigerweise intentional – auch wenn es sicherlich Möglichkeiten und Praktiken gibt, durch die ein Gemeinschaftsgefühl provoziert werden kann. Vielmehr ist sie mitunter ein Nebenprodukt dichter sozialer Beziehungen. Dies entspricht in vielerlei Hinsicht den Überlegungen von Michaela Schier und Karin Jurczyk (vgl. 2008) zur Konstruktion von Familien. Auch diese vollzieht sich ihnen zufolge nicht immer »zielgerichtet, intentional und geplant, sondern häufig beiläufig« (ebd.: 8).

Die Idee der Gemeinschaft ist als Bedeutung und identifikationsstiftender Bezugspunkt für die gemeinschaftliche Lebensführung in *beiden* untersuchten Projekten von Relevanz. Sie wird jedoch zum Teil sehr unterschiedlich ausgefüllt. Im Projekt Gereonsplatz kommt ihr eine große Bedeutung zu (vgl. P1I7: 15, P1I8: 27) und sie bildet für viele Bewohner*innen einen wichtigen Teil ihrer Identität (vgl. P1I0: 152, P1I7: 27). Auch wenn keine klare gemeinsame Definition existiert (vgl.

P1I0: 141ff.), werden mit der Idee der Gemeinschaft in erster Linie positive Attribute assoziiert. Dazu gehören unter anderem Freiheit (vgl. P1I7: 15), Offenheit (vgl. P1I2: 6), Freundschaft (vgl. P1I4: 9, P1I5: 5), Geborgenheit (vgl. P1I6: 19, P1I7: 27, P1I8: 57) oder auch gegenseitige Unterstützung (vgl. P1I5: 5). Eine große Bedeutung kommt der Idee des Teilens zu. Dies geht weit über die rein materielle Ebene hinaus. Vielmehr verbinden die Bewohner*innen mit der Idee der Gemeinschaft neben dem Teilen von Dingen (vgl. P1I2: 4, P1I3: 9, P1I5: 5, P1I7: 29, P1I8: 33) auch das Teilen von Einstellungen und Werten (vgl. P1I2: 6, P1I5: 33, P1I0: 150) und das Teilen des Alltags, bzw. des Lebens (vgl. P1I3: 13, P1I7: 89, P1I8: 15), wobei ein besonderer Schwerpunkt darauf liegt, sich gegenseitig »mitzubekommen« (P1I8: 15, 37, P1I9: 78). Mitunter wird Gemeinschaft sogar als Familie, bzw. als Familienersatz jenseits der bürgerlichen Kleinfamilie interpretiert (vgl. P1I4: 9, P1I6: 17, P1I8: 11). Somit bildet die Idee der Gemeinschaft auch eine »Zukunftsperspektive« (P1I8: 29) für das eigene Leben und fast alle Bewohner*innen möchten in Zukunft weiterhin in Gemeinschaft leben (vgl. P1I1: 44, P1I2: 42, P1I3: 31, P1I4: 34, P1I5: 39, P1I7: 85f., P1I8: 27, P1I9: 78). Schließlich wird mit der Idee der Gemeinschaft auch immer wieder ein politischer Anspruch verbunden. Dies gilt sowohl für die Lebensführung im Allgemeinen als auch für (gemeinsames) politisches Engagement (vgl. P1I2: 28, P1I3: 9, P1I7: 19, P1I9: 61f.). Es wird zwar festgestellt, dass mit Gemeinschaft ein hoher Zeitaufwand verbunden ist, dieser wird jedoch von den allermeisten Bewohner*innen gerne in Kauf genommen (vgl. P1I2: 10, P1I6: 21, P1I7: 27, P1I9: 26).

Auch im Projekt Rosengärten wirkt die Idee der Gemeinschaft zumindest für einige Bewohner*innen identitätsstiftend (vgl. P2B1: 14, P2B8: 44, P2I5: 14, P2I9: 34). Andere jedoch stellen dies infrage (vgl. P2I1: 22, P2I3: 16, P2I6: 22). Schon hier deutet sich ein insgesamt deutlich ambivalenterer Bezug des Projektes zur Idee der Gemeinschaft an. Dies spiegelt sich auch darin wider, welche Attribute von den Bewohner*innen damit verbunden werden. So werden mit der Idee der Gemeinschaft einerseits viele positive Assoziationen verknüpft, etwa Geborgenheit (vgl. P2I1: 24, P2I4: 3, P2I7: 24, P2I9: 14, P2I10: 12, P2I11: 12), ein wohlwollendes soziales Miteinander (vgl. P2I9: 20, P2I10: 14, P2I11: 12), Freundschaft (vgl. P2I2: 19, P2I7: 30) oder auch gegenseitige Unterstützung (vgl. P2I1: 20, P2I4: 5, P2I7: 2). Insgesamt verdichten sich diese positiven Assoziationen dabei in dem Bild der »guten Nachbarschaft« (vgl. P2B2: 14, P2I1: 24, P2I5: 12, P2I8: 12, P2I9: 2, P2I11: 22, P2I12: 17). Ziel ist es »verlässliche Nachbarschaft« (P2I2: 5) für Jung und Alt zu leben. Ein Bewohner bringt dies auf den Punkt: »Also es fühlt sich ein bisschen so an, wie ne kleine Dorfnachbarschaft, in der sonst anonymen Stadt.« (P2I12: 19)

In den Interviews werden die Bewohner*innen, anders als im Projekt Gereonsplatz, zumeist nicht als Mitbewohner*innen, sondern als Nachbar*innen bezeichnet. Hierin spiegeln sich unter anderem alternative Vorstellungen von Gemeinschaft und damit verbundener sozialer Nähe wieder. Während Gemeinschaft im Projekt Gereonsplatz in erster Linie als positiv wahrgenommen und angestrebt

wird, sprechen die Bewohner*innen des Projektes Rosengärten vielmehr von einer »genau richtigen Mischung aus Nähe und Distanz« (P2I9: 16, vgl. auch P2I7: 14, P2I10: 22).

Darüber hinaus werden, anders als im Projekt Gereonsplatz, mit Gemeinschaft auch negative Attribute assoziiert. So fühlen sich einige Bewohner*innen unter Druck gesetzt zu partizipieren und verbinden dies mit der Idee der Gemeinschaft (vgl. P2I1: 8, P2I3: 12, P1I8: 10). Gemeinschaft wird somit von diesen Bewohner*innen in erster Linie als Verpflichtung erlebt. Dies führt soweit, dass bisweilen sogar von einem »Gemeinschaftswahn« (P1I8: 10) gesprochen wird. Hier zeigt sich eine grundlegende Ambivalenz zwischen dem Bedürfnis nach Gemeinschaft und Geborgenheit auf der einen und dem Bedürfnis nach Unabhängigkeit auf der anderen Seite. Andere verbinden mit der Idee der Gemeinschaft hingegen die Enttäuschung, dass zwischen Anspruch und Wirklichkeit eine Lücke klappt (vgl. P1I2: 15, P1I4: 5, P1I6: 18, P2I10: 22) und sich einige deutlich weniger beteiligen als in den Gesprächen vor dem Einzug angekündigt.

Während im Projekt Gereonsplatz mit der Idee der Gemeinschaft somit eine hohe soziale Dichte, eine alternative, mitunter gesellschaftskritische Lebensführung und ein politischer Anspruch verbunden wird, findet sich im Projekt Rosengärten eher ein Bezug im Sinne einer etwas lockereren »guten Nachbarschaft«. Diese unterschiedlichen Konzeptionen spiegeln auch die gelebte Praxis in den beiden Projekten wider (vgl. Kapitel 15.2). Dabei tragen nicht nur genuine Gemeinschaftspraktiken zur (Re-)Produktion von Gemeinschaftsvorstellungen bei, sondern eine große Vielfalt von, oftmals geteilten, alltäglichen sozialen Praktiken der Lebensführung.

15.3 Konsum

Ein weiterer wichtiger Praxisbereich der gemeinschaftlichen Lebensführung ist der Bereich Konsum. Er hat sowohl für die ökologische als auch die soziale Dimension der Nachhaltigkeit eine große Bedeutung. Der Begriff des nachhaltigen Konsums verweist dabei auf ein komplexes Phänomen, das eine Vielzahl an unterschiedlichen Praktiken umfasst:

»Praktiken der Wahrnehmung, Aneignung, Verwendung, Verwertung und Entsorgung nicht nur marktwirtschaftlich gehandelter, sondern auch nicht-marktwirtschaftlich vermittelter Entitäten, in denen sich individuelle Akteur/innen in spezifischen sozioräumlichen Kontexten aktiv oder passiv engagieren (Schneider 2000), ohne sich selbst, ihrer Umwelt wie auch zukünftigen Generationen zu schaden.« (Jonas 2016: 347)

Dies bedeutet für die Analyse, dass der Bereich der Konsumpraktiken nicht nur auf den Einkauf von biologischen, regionalen, saisonalen oder fair gehandelten

Gütern beschränkt ist, sondern alternative Formen der Beschaffung, des Teilens, der Herstellung, oder des Upcyclings ebenso umfasst wie Praktiken der Ernährung, des Kochens, der gemeinschaftlichen Nutzung oder der Reparatur. Der Konsumsoziologe Alan Warde (2005: 137) argumentiert diesbezüglich, dass der Begriff des Konsums eine »chronic ambivalence« zwischen zwei gegensätzlichen Dimensionen aufweise. Auf der einen Seite die Beschaffung, den Kauf, den Tausch von Gütern und auf der anderen Seite ihren Gebrauch, Verzehr, ihre Nutzung. Beide Dimensionen sind sowohl in die alltägliche Sprache als auch in wissenschaftliche Analysen eingeschrieben (vgl. ebd.). Anhand dieser beiden Dimensionen lassen sich auch die Konsumpraktiken in den untersuchten gemeinschaftlichen Wohnprojekten weiter unterteilen: zum einen in Akquisitionspraktiken, also Praktiken der Beschaffung, und zum anderen in Nutzungs- und Verbrauchspraktiken. Hier ist wiederum zu beachten, dass es sich um eine analytische Trennung handelt. In der Empirie hängen die verschiedenen Praktiken zusammen und bedingen sich miteinander gegenseitig. So setzen etwa Akquisitionspraktiken des »Lebensmittelrettens«, wie sie im Projekt Gereonsplatz zu finden sind, spezifische Formen der Verwertung voraus und sind in der Empirie eng mit Verbrauchs- und Nutzungspraktiken des gemeinsamen Kochens und Essens verbunden. Eine analytische Trennung ermöglicht jedoch eine strukturierte Beschreibung, in der genau diese Zusammenhänge herausgearbeitet und in den Blick genommen werden können.

15.3.1 Akquisitionspraktiken

Vergleicht man die Akquisitionspraktiken in den beiden untersuchten Projekten im Hinblick auf Nachhaltigkeit so wird deutlich, dass nachhaltige Formen der Beschaffung und der Herstellung in dem Projekt Gereonsplatz verbreiteter sind als in dem Projekt Rosengärten.

Praktiken des Einkaufens

Dies zeigt sich schon bei den gelebten Praktiken des Einkaufens. So werden im Projekt Gereonsplatz hauptsächlich Bio- und fairgehandelte Produkte (vgl. P1B2: 47) gekauft. Auch die Bezugsquellen sind mitunter außergewöhnlich. So wird das Gemüse teilweise direkt beim Bauern bezogen (vgl. P1I0: 67, P1I2: 63) und viele haltbare Produkte werden über eine sogenannte Food-Coop direkt beim Bio-Großhandel bestellt. Eine Food-Coop, also eine Lebensmittelkooperative, ist ein Zusammenschluss von unterschiedlichen Gruppen und Einzelhaushalten, die kollektiv organisiert wird und über die der Einzelhandel umgangen wird. Auf diese Weise ist es möglich, Bio- und Fair-Trade-Produkte zu einem verhältnismäßig günstigen Preis zu erwerben. Dabei werden in regelmäßigen Abständen große Mengen abgenommen. Die Food-Coop im Forschungsfeld wird von dem Projekt gemeinsam mit einigen größeren Wohngemeinschaften organisiert (vgl. P1I0: 67f.). Neben diesen

Formen der Beschaffung existieren noch weitere spezielle Bezugsquellen für einige Produkte. So werden Spül- und Handwaschmittel in einer der WGs von einem Bio-Fair-Trade-Kollektiv aus Griechenland bezogen (vgl. P1B2: 47), Kaffee über ein Kollektiv aus Hamburg (vgl. P1B5: 8). Der Einkauf in einem normalen Supermarkt wird als ärgerlich und vermeidbar dargestellt (vgl. P1I4: 19), auch wenn er immer wieder stattfindet.

Die unterschiedlichen Einkaufspraktiken sind im Projekt Gereonsplatz stark mit Bedeutungen und Ideen der Nachhaltigkeit verbunden (vgl. P1I5: 13), die in dem Projekt geteilt werden und sich in einem geteilten ökologischen Lebensstil niederschlagen. Dabei ist auffällig, dass der Einkauf nicht kollektiv im Haus, sondern zumeist innerhalb der drei Haus-WGs organisiert wird (vgl. P1I2: 56), was auf eine Fragmentierung der gemeinschaftlichen Lebensführung in diesem Bereich hindeutet. In der Zeit der Untersuchung gab es jedoch Bestrebungen, ohne die Food-Coop direkt beim Großhandel zu bestellen, wozu auch eine AG eingerichtet wurde (P1I9: 34). Dies wurde damit begründet, dass die notwendigen Mengen auch innerhalb des Hauses problemlos zusammenkämen und der Organisationsaufwand so deutlich reduziert werden könne (vgl. P1I9: 34f.).

An dieser Stelle deutet sich im Hinblick auf die Bedeutung gemeinschaftlicher Lebensführung für die Realisierung nachhaltiger Einkaufspraktiken, wie dem Bestellen über eine Food-Coop, an, dass diese zwar auch jenseits gemeinschaftlicher Wohnprojekte zu finden sind, das gemeinschaftliche Zusammenleben ihre Realisierung jedoch erleichtert. Erstens sind die notwendige Mengen für die Bestellungen beim Großhandel vorhanden, zweitens existieren innerhalb des Projektes Strukturen, um solche Praktiken zu realisieren und drittens besteht ein allgemeiner Konsens hinsichtlich der Erwünschtheit nachhaltiger Konsumformen, der im Rahmen der gemeinschaftlichen Lebensführung einerseits zu einer wechselseitigen Bestätigung und Unterstützung führt (vgl. P1I5: 13) und andererseits eine gewisse soziale Kontrollwirkung ausübt, die von den Bewohner*innen mitunter nicht negativ, sondern als wünschenswert wahrgenommen wird:

»Wenn ich hier was kaufe, was irgendwie, ich sag mal ethisch oder so nicht vertretbar wäre, oder ökologisch oder so, kriege ich dafür schon auch ne Rückmeldung. Aber ich finde das auch ganz gut. Also ich habe nicht das Gefühl dadurch zu denken, ach scheiße, jetzt kann ich nicht so sein, wie ich bin oder so, sondern eher, ja danke, mir ist das eigentlich auch wichtig.« (P1I7: 57)

Eng mit den Einkaufspraktiken verbunden sind darüber hinaus vegetarische und vegane Formen der Ernährung (vgl. Kapitel 15.3.2). Diese sind im Projekt weit verbreitet. Es wurde sogar im Konsensverfahren eine Regel institutionalisiert, die Fleisch im Haus verbietet. Dies trägt dazu bei, dass sich hinsichtlich des Konsums eine Normalität entwickelt, die sich von der restlichen Gesellschaft deutlich unterscheidet. Die wiederholte Praxis und die Etablierung durch Regeln und Institutio-

nen führen dazu, dass Vegetarismus und Veganismus und die damit verbundenen Akquisition ausschließlich vegetarischer und veganer Produkte als normal wahrgenommen wird. Fleisch zu essen oder zu kaufen wird hingegen erklärungsbedürftig (vgl. P1B9: 14).

Diese Verschiebung von Normalitäten, die als »relativ stabile Praktikenregime und Infrastrukturen, in denen Machtverhältnisse und Subjektivierungsprozesse reproduziert werden« (Alkemeyer/Sulmowski 2019) verstanden werden können, scheint eine große Rolle bei der Etablierung nachhaltiger Praktiken zu spielen (vgl. Shove 2003: 54). Sie ist zum einen Produkt der Lebensführung, indem sie erst durch die gelebten Praktiken und die damit verbundenen Arrangements hergestellt wird, zugleich wirkt sie aber wiederum auf die Praxis zurück und prägt diese mit, indem sie dazu führt, dass Abweichungen zumindest Irritation hervorrufen und darüber hinaus oftmals mit Normen und sozialen Sanktionen verbunden sind, wie in dem Zitat oben deutlich wurde. In diesem Sinne kann der gemeinschaftlichen Lebensführung in dem Projekt verbunden mit normativen Ideen von Nachhaltigkeit hinsichtlich des nachhaltigen Konsums eine Verstärkerfunktion zugewiesen werden, die dazu beiträgt nachhaltige Praktiken zu realisieren.

Im Gegensatz dazu zeichnen sie die Einkaufspraktiken im Projekt Rosengärten eher durch Konventionalität aus. Bei den gemeinsamen Treffen gibt es nur selten nachhaltige Produkte (vgl. P2B4 18, P2B6 17, P2B8 39). Wenn es diese doch gibt, dann werden sie von Einzelpersonen mitgebracht, die als Träger*innen nachhaltiger Konsumpraktiken auftreten (vgl. P2B1: 10, P2B6: 15, P2I10: 50). Mitunter finden sich auch Praktiken des Boykotts, bei denen Produkte oder Hersteller aufgrund von ethischen oder politischen Überlegungen gemieden werden, die sich jedoch in dem Projekt stets auf einzelne, ausgewählte Firmen beziehen (vgl. P2B8: 34). Grundsätzlich ist festzuhalten, dass sich die gemeinschaftlichen Konsumpraktiken im Projekt Rosengärten weitgehend auf die gemeinsamen Treffen und Veranstaltungen beschränken. Der überwiegende Teil des Konsums findet in den getrennten Einzelhaushalten statt. Zwar gaben viele Bewohner*innen im Rahmen der standardisierten Annäherungen an, regelmäßig nachhaltige Produkte einzukaufen (vgl. Kapitel 14.3), dies schlägt sich jedoch nicht, bzw. nur sehr begrenzt auf der Ebene der gemeinschaftlichen Lebensführung nieder.

Auch hier werden wieder mehrere interessante Aspekte in Bezug auf die gemeinschaftliche Lebensführung deutlich. So zeigt sich die Relevanz der allgemeinen Struktur des Wohnprojekts für die Lebensführung im Bereich Konsum. Aufgrund der Unterteilung in einzelne Wohneinheiten sind auch die Lebensführungen im Projekt Rosengärten im Unterschied zum Projekt Gereonsplatz stärker getrennt. Dies hat weitreichende Konsequenzen. Indem sich die gemeinschaftliche Lebensführung weitestgehend auf die gemeinsamen Treffen und Veranstaltungen reduziert, nimmt der Einfluss der Gemeinschaft auf die individuellen Konsumpraktiken deutlich ab. Dies zeigt sich unter anderem darin, dass sich zwar verschie-

dene Hinweise auf nachhaltige Konsumpraktiken in den Einzelhaushalten finden lassen, diese jedoch überwiegend partikular bleiben. Indem die Haushaltsführung fast ausschließlich bei den Einzelhaushalten verbleibt, haben es darüber hinaus gemeinschaftliche Praktiken der Beschaffung deutlich schwerer, Träger*innen zu rekrutieren.

Praktiken des »Lebensmittelrettens«

Neben nachhaltigen Praktiken des Einkaufens, bei denen es sich streng genommen weniger um neue, eigenständige Praktiken, sondern vielmehr alternative Formen von bestehenden konventionellen Praktiken des Einkaufens handelt, bei denen einzelne Elemente der Praktik (Materialien, Bedeutungen) variieren, zeigen sich insbesondere im Projekt Gereonsplatz noch grundsätzlich andere Praktiken der Akquisition, die sich von konventionellen Praktiken der Beschaffung deutlich stärker unterscheiden. So spielt hier etwa das »Retten« von Lebensmitteln, in Form von Foodsharing, sogenanntem Markten oder Containern, eine große Rolle. Praktiken des Lebensmittelrettens zeichnen sich im Gegensatz zu nachhaltigen Praktiken des Einkaufens dadurch aus, dass die materiellen Güter nicht mit Geld bei einem*iner Händler*in erworben, sondern Lebensmittel eingesammelt werden, die eigentlich entsorgt werden würden, da sie zum Beispiel kleine Fehler bzw. ästhetische Einschränkungen aufweisen oder ihr Mindesthaltbarkeitsdatum abgelaufen ist.²³ Dabei lassen sich verschiedene Praktiken des Lebensmittelrettens differenzieren, die jeweils unterschiedliche Strukturen aufweisen, an unterschiedlichen Orten stattfinden und unterschiedliche Kompetenzen erfordern. Zum Teil sind die Praktiken öffentlich und legal, zum Teil konspirativ und illegalisiert und entwickeln sich meist in den sozialen Nischen urbaner Milieus und alternativer Szenen.

Die wohl bekannteste und etablierteste Praktik des Lebensmittelrettens ist das *Foodsharing*, das mittlerweile deutschlandweit in einem Verein organisiert ist (vgl. Foodsharing e.V. 2020). Dabei werden Lebensmittel, organisiert und koordiniert von lokalen Initiativen, bei Supermärkten und Einzelhändler*innen abgeholt und anschließend weiterverteilt. Das *Markten*, bei dem Lebensmittel bei Wochenmärkten eingesammelt werden, funktioniert im Grunde sehr ähnlich, zeichnet sich jedoch oftmals durch einen niedrigeren Grad an Organisation aus und basiert eher auf Gewohnheiten und informellen Übereinkünften zwischen Händler*innen und Einsammelnden. Das *Containern* schließlich unterscheidet sich von den anderen beiden Formen des Lebensmittelrettens in erster Linie dadurch, dass die Lebensmittel nicht freiwillig von den Händler*innen zur Verfügung gestellt, sondern ohne

23 Insofern entsprechen Praktiken des Lebensmittelrettens den Überlegungen von Jonas (vgl. 2016) zu nachhaltigen Praktiken, der argumentiert, dass wirklich nachhaltigkeitsorientierte Praktiken auf einer »prinzipiellen Infragestellung marktförmig regulierter Konsumtion« (ebd.: 358) basieren.

Erlaubnis aus den Müllcontainern der großen Supermärkte entnommen werden (vgl. Hoffmeister et al. 2015: 257). Es ist somit gänzlich anders strukturiert und findet meist abends oder nachts statt.

Die Praktiken des Lebensmittelrettens sind eingebunden in übergeordnete Diskurse über Lebensmittelverschwendung, Konsumismus und Nachhaltigkeit. Ihre verbindenden »Elemente« (Shove et al. 2012: 14) sind erstens die damit verbundenen Bedeutungen, unter anderem die Idee, dass Lebensmittel nicht verschwendet werden sollten, aber auch Nachhaltigkeitsüberlegungen, zweitens die erforderlichen Kompetenzen und Wissensbestände, beispielsweise über Orte oder Vollzüge und schließlich drittens die involvierten Materialien, also die Lebensmittel, die eigentlich entsorgt werden würden oder die Hilfsmittel, die im Rahmen der Praktik verwendet werden.

Alle diese Praktiken des Lebensmittelrettens sind Teil der gemeinschaftlichen Lebensführung im Wohnprojekt Gereonsplatz (vgl. P1B9: 6, P1I2: 14, P1I7: 55). Bei Foodsharing und Markten waren das Projekt, bzw. einzelne Bewohner*innen sogar aktiv an der Etablierung der Praktiken in dem untersuchten urbanen Raum beteiligt (vgl. P1I2: 14, P1I7: 47, P1I9: 74). Wie sich solche Praktiken etablieren, welche Rolle gemeinschaftliche Wohnprojekte dabei mitunter spielen, aber auch welche Wirkungen sie entfalten und welche Mechanismen der sozialen Ungleichheit damit verbunden sind, soll in der Folge am Beispiel der Praktik des Marktes und ihrer Genese im Untersuchungsfeld illustriert werden.

→ *Die Praktik des Marktes*

Das Markten entwickelte sich im Forschungsfeld zunächst im Umfeld des Wohnprojekts Gereonsplatz und einiger politisch aktiver Wohngemeinschaften, indem sie damit begannen, regelmäßig kurz vor Marktschluss die Stände abzulaufen, um nach übriggebliebenem Gemüse zu fragen, das nicht mehr verkauft werden konnte (vgl. P1I9: 74). Dabei wurden Kompetenzen, Erfahrungen und Wissensbestände integriert, die bereits in anderen Praktiken, wie dem Containern und dem Foodsharing, an denen die Initiator*innen partizipierten, zu finden sind. Die Bedeutungen Lebensmittel vor dem Wegwerfen zu »retten«, aber auch spezifische Kompetenzen und Know-how, wie dabei vorzugehen ist, überschneiden sich mitunter deutlich. Darüber hinaus kannten einige der Bewohner*innen die Praktik aus anderen Kontexten (vgl. P1I5: 25). Im Laufe der Zeit entwickelte sich aus diesen ersten Versuchen eine eingespielte lokale Praktik. Es entstanden lose Verbindungen mit einigen Marktständen, die immer wieder Lebensmittel abgaben und die Praktik wurde zur gewohnten Normalität. Darüber hinaus etablierte sich in dem Wohnprojekt selbst eine lokale *Mikroinfrastruktur*, die die Verteilung der Lebensmittel innerhalb des Projektes und des Bekanntenkreises erleichterte. So wurde im Flur des Wohnprojektes ein Kühlschrank aufgestellt, in dem die eingesammelten Lebensmittel allen Bewohner*innen zur Verfügung gestellt wurden (vgl. P1B9: 6, P1I3: 15).

Außerdem wurden auch weitere materielle Artefakte und technische Hilfsmittel eingesetzt, etwa ein Fahrradanhänger, der als Transporthilfe diente, oder der projektinterner Mailverteiler sowie das Schwarze Brett des Projektes zur Koordination der Abholungen (vgl. P1B9: 6, P1IO: 392ff., P1I9: 72).

Nachdem sich die Praktik über einige Zeit hinweg stabilisiert hatte, zog sie immer mehr neue Träger*innen an, darunter Aktivist*innen der lokalen Foodsharing-Initiative, aber auch andere, die vom Markten gehört hatten (vgl. P1I9: 74). Dies führte zu Konflikten mit den Markthändler*innen, da die Anfragen aus ihrer Sicht überhandnahmen, den Verkauf behinderten und Kund*innen irritierten. Dies wurde dadurch verstärkt, dass nicht mehr nur junge, überwiegend studentische Personen an der Praktik partizipierten, sondern zunehmend auch ältere und ärmere Menschen, was dazu führte, dass das Markten von vielen Händler*innen und Kund*innen nicht mehr allein mit dem Retten von Lebensmitteln, sondern auch mit Betteln assoziiert wurde (vgl. P1I7: 47). Die Konflikte verstärkten sich, bis schließlich als Lösung eine stärkere Institutionalisierung der Praktik umgesetzt wurde. Seitdem sammeln die Aktivist*innen der Foodsharing-Initiative die Lebensmittel ein und verteilen sie anschließend zunächst unter sich und dann in einem bei Studierenden beliebten Café (vgl. ebd.).

Betrachtet man das Markten, seine Genese und Entwicklung nun aus praxistheoretischer Perspektive mithilfe des Modells von Shove et al. (vgl. 2012: 14), so wird zunächst deutlich, dass es sich um eine voraussetzungsvolle Verbindung von Bedeutungen (Nachhaltigkeit, Kampf gegen Verschwendung etc.), Materialien (Lebensmitteln, Verteilungsorte, Transportmitteln etc.) und Kompetenzen (Wissen um Zeiten, kooperative Marktstände, das richtige Auftreten, das Überwinden von Scham etc.) handelt. Neben den notwendigen Kompetenzen und dem Know-how, die mitunter stark milieuabhängig sind, existieren weitere Zugangsvoraussetzungen für potenzielle Partizipierende. So ist die Praktik an bestimmte Zeiten gebunden, da das Markten nur kurz vor Schließung möglich ist, wenn die Händler*innen bereits damit beginnen, die Stände abzubauen. Diese Zeiten sind nicht immer (etwa unter der Woche) mit verbreiteten gesellschaftlichen Zeitrhythmen kompatibel (etwa den üblichen Arbeitszeiten). Darüber hinaus existieren jedoch auch milieuspezifische Zugangshürden, die auf die Dimension der sozialen Ungleichheit verweisen. So wird die Praktik scheinbar anders wahrgenommen und interpretiert, je nachdem wer als Träger*in auftritt. Bei jungen, oftmals studentischen Partizipierenden wird das Retten von Lebensmitteln gelobt, während das gleiche Verhalten bei älteren oder bedürftigen Menschen als Betteln interpretiert und negativ bewertet wird. Ausgerechnet diejenigen, denen durch die Lebensmittel am meisten geholfen wäre, werden dadurch ausgegrenzt, was hinsichtlich der sozialen Dimension der Nachhaltigkeit problematisch erscheint.

Eine solche Abwertung führte in dem beschriebenen Beispiel sogar mit dazu, dass die Praktik in der bislang existierenden Form untersagt wurde und nur

noch von spezifischen Gruppen (in diesem Fall Aktivist*innen, die sich durch einen Foodsharing-Pass ausweisen können) durchgeführt werden darf, was wiederum dazu führte, dass eine große Anzahl der ursprünglichen Träger*innen von der Praktik defektierten (vgl. P1I9: 74). Hinsichtlich der sozialen Dimension der Nachhaltigkeit erscheint die neue, institutionalisierte Form der Organisation problematisch, da sie Bedürftigen wiederum weitere Hürden in Form von erforderlichlichem Wissen und Zugängen auferlegt. Darüber hinaus zeigen sich hier auch »Summierungsprobleme« (Hirsch 1980: 19) von nachhaltigen Praktiken, die sich in Nischen entwickeln. So wurde die Existenz der Praktik durch eine Ausweitung der Träger*innengruppe gefährdet, was auf Schwierigkeiten der gesellschaftlichen Verbreitung innovativer nachhaltiger Praktiken verweist.

Schließlich ist festzustellen, dass die Praktik nicht in einem freien Raum existiert, sondern mit anderen Praktiken verbunden ist. So etwa mit der Zubereitung der Lebensmittel, die durch die Praktik des Marktens – wie auch durch andere Praktiken des Lebensmittelrettens – stark beeinflusst wird, denn sie erfordert neben spezifischen Kompetenzen der Zubereitung und Verarbeitung von nicht mehr ganz frischen, ungewöhnlichen oder einfach nur großer Mengen der gleichen Lebensmittel auch mehr Zeit als die Zubereitung konventioneller Waren.

Aus den Überlegungen zu der Praktik des Marktens können verschiedene Aspekte abgeleitet werden, die für Praktiken des Lebensmittelrettens im Speziellen und die nachhaltige Lebensführung in gemeinschaftlichen Wohnprojekten im Allgemeinen von Bedeutung sind. Zunächst zeigt sich auch hier, dass die Träger*innen der Praktik des Marktens nicht nur und nicht einmal in erster Linie Bewohner*innen von gemeinschaftlichen Wohnprojekten sind. Zugleich deuten sich jedoch verschiedene strukturelle Bedingungen an, die die Realisierung der Praktik in gemeinschaftlichen Lebenskontexten erleichtern. Zunächst ist durch die größere Anzahl von Bewohner*innen der Aufwand des Marktens geringer. Da meist nur wenige Personen die Lebensmittel abholen, nimmt die Praktik pro Person weniger Zeitressourcen in Anspruch. Mitunter nehmen Bewohner*innen auch nur selten am Markten teil, da sie aufgrund von beruflichen Verpflichtungen stärker eingebunden sind und gehen dafür häufiger einkaufen, sodass es hier zu einem Ausgleich kommt (vgl. P1B7: 39, P1I4: 19ff., P1I5: 13). Die größere Anzahl an beteiligten Subjekten erweist sich auch bei der Verteilung und Weiterverarbeitung der Lebensmittel als hilfreich. Im Gegensatz zum konventionellen Einkaufen kann beim Markten, wie auch bei anderen Praktiken des Lebensmittelrettens, nur sehr begrenzt gesteuert werden, welche Lebensmittel genau eingesammelt werden. So werden oftmals große Mengen einzelner Lebensmittel abgeholt, die einen Einzelhaushalt schnell überfordern würden. Diese großen Mengen können in dem Wohnprojekt deutlich leichter verteilt und verarbeitet werden (vgl. P1B2: 25). Dabei werden die Lebensmittel nicht nur im Haus, sondern auch an die vielen Besucher*innen des Projektes weitergereicht (vgl. P1B9: 8). Mitunter werden die Lebensmittel einer Be-

wohnerin zufolge auch an bedürftige Menschen aus dem Viertel verteilt (vgl. P1I4: 77). An dieser Stelle zeigt sich auch die Bedeutung lokaler Mikroinfrastrukturen, die im Rahmen einer Praktik entstehen und anschließend ihre (Re-)Produktion unterstützen. So wurde in dem Projekt für die unterschiedlichen Praktiken des Lebensmittelrettens ein Gemeinschaftskühlschrank im Hausflur aufgestellt, in den viele der eingesammelten Lebensmittel eingelagert werden und aus dem sich jede*r bedienen kann, was dazu beiträgt, die Praktiken zu erleichtern und zu normalisieren (vgl. P1I3: 15, siehe auch Kapitel 15.3). Neben solchen speziell für die Praktik geschaffenen Infrastrukturen, erleichtern auch andere bereits im Haus bestehenden Infrastrukturen, wie etwa die hausinternen Kommunikationsmittel, sowie die hohe soziale Dichte in dem Projekt die Verteilung der Lebensmittel (vgl. P1B9: 10, P1I0: 387ff.).

Neben diesen strukturellen Bedingungen erweist sich das Wohnprojekt in Bezug auf solche nachhaltigen Akquisitionspraktiken auch als Lernfeld, als »community of practice« (Lave/Wenger 1991: 98), in dem Anfänger*innen in die Praktiken eingeführt und ihnen das entsprechende Wissen und die entsprechenden Kompetenzen vermittelt werden. Hierbei kommt mitunter einzelnen Subjekten als Träger*innen bestimmter Praktiken eine besondere Bedeutung zu, etwa wenn Subjekte Praktiken wie das Container oder das Markten aus anderen Kontexten »mitbringen« und sich in der Folge eine lokale Version der Praktik etabliert.

Die Überlegungen zum Markten sind auch auf die verwandten Praktiken des Lebensmittelrettens, also Foodsharing und Containern übertragbar. Zwar stehen die Praktiken mitunter in Konkurrenz zueinander – so zeigt sich im Zeitverlauf mal die eine, mal die andere Praktik im Projekt als dominant (vgl. P1I3: 15). Zugleich greifen sie aber auf die gleichen (Mikro-)Infrastrukturen und sehr ähnliche Kompetenzen und Wissensbestände zurück. Darüber hinaus überschneiden sich auch die Bedeutungen, die mit den unterschiedlichen Praktiken des Lebensmittelrettens verbunden werden. Es handelt sich dabei in erster Linie um Nachhaltigkeit, Konsumkritik und Kritik an der Lebensmittelverschwendung, oftmals verknüpft mit kapitalismuskritischen Überlegungen (vgl. P1I2: 18). Dabei werden sowohl ökologische als auch soziale Aspekte betont, wie etwa die Arbeitsbedingungen von Erntehelfer*innen in Südeuropa (vgl. P1I4: 22). Darüber hinaus spielt aber auch die Möglichkeit eine gewisse Rolle, günstig, bzw. umsonst Lebensmittel zu beziehen (vgl. P1I2: 40).

Neben diesen Bedeutungen, die mit Praktiken des Lebensmittelrettens verbunden werden, spielen die Praktiken auch für die Identität des Projektes, bzw. der Bewohner*innen eine gewichtige Rolle. Denn solche nachhaltigkeitsorientierten und konsumkritischen Praktiken repräsentieren für die Bewohner*innen ihren alternativen, ökologischen, kapitalismuskritischen und politischen Lebensstil und konstituieren so auch das Narrativ einer alternativen Hausgemeinschaft mit (vgl. P2I2: 18, P1I4: 19ff.).

Auch wenn sich hier verschiedene Potenziale des gemeinschaftlichen Lebens für eine nachhaltige Lebensführung identifizieren lassen, so zeigt sich durch den Vergleich mit dem Projekt Rosengärten, dass diese Verbindung keineswegs eine Kausalität darstellt, sondern vielmehr über milieuspezifische Praktikenkonstellationen vermittelt ist. So verbreiten sich Praktiken des Lebensmittelrettens oftmals in spezifischen Milieus und sind hier besonders anschlussfähig, da sie mit alternativen Bedeutungen versehen werden. Während etwa das Containern oder das Markten in einem Milieu mit dem Retten von Lebensmitteln, mit Nachhaltigkeit und Konsumkritik verbunden ist, stehen sie in anderen Milieus noch stärker für das Betteln oder »im Müll-wühlen« und werden aus diesem Grund sozial abgewertet. Somit wird deutlich, dass nicht nur die strukturellen Bedingungen, sondern auch die orts- und zeitspezifischen Bedeutungszuschreibungen die Realisierungsmöglichkeiten von nachhaltigen Praktiken beeinflussen (vgl. auch Görgen 2020: 78f.). Diese ändern sich nur langsam. Es lässt sich jedoch beobachten, dass auch in öffentlichen Diskursen das Thema Lebensmittelverschwendung und die damit verbundenen Praktiken eine erhöhte Aufmerksamkeit auf sich ziehen. So wurde in Frankreich 2016 ein Gesetz erlassen, dass Supermärkten mit mehr als 400 Quadratmetern Ladenfläche, das Wegwerfen von Lebensmitteln verbietet (vgl. Thiele 2019) und Hamburgs Justizminister Till Steffens forderte im Jahr 2019, eine Gesetzgebung zu entwickeln, um Containern straffrei zu machen. Diese Initiative wurde jedoch von der Justizministerkonferenz abgelehnt, was wiederum die Widerständigkeit von bestehenden Bedeutungszuschreibungen dokumentiert (vgl. SpiegelOnline 2019, vgl. auch Hoffmeister et al. 2015: 258ff.).

Praktiken des Tauschens und Schenkens

Ein weiterer Typus von Akquisitionspraktiken, der sich in den Projekten finden lässt, sind Praktiken des Tauschens und Schenkens, bzw. des Bezugs von materiellen Gütern im Rahmen von Tausch und Schenkung. Diese Kategorie beinhaltet somit Praktiken der (Um-)Verteilung materieller Güter, wie etwa Kleidung oder Bücher. Dabei geht es weniger um den Gebrauch und die gemeinsame Nutzung (vgl. Kapitel 15.3.2), sondern in erster Linie um die Beschaffung. Die Praktiken zeichnen sich dadurch aus, dass die materiellen Güter nicht ausgeliehen oder gemeinsam genutzt werden, sondern den*die Besitzer*in wechseln. Aus diesem Grund sind sie auch den Akquisitionspraktiken zugeordnet. Zugleich zeigt sich jedoch, dass die Übergänge zwischen Akquisitions- und Verbrauchspraktiken mitunter fließend sind und nur analytisch differenziert werden können.

Die Verbreitung und der Umfang der Praktiken des Tauschens und Schenkens unterscheiden sich zwischen den Projekten deutlich. Im Projekt Rosengärten sind sie nur vereinzelt zu beobachten und finden meist unregelmäßig statt, etwa wenn eine Person zu viel gekocht hat und den Überschuss an andere Bewohner*innen

weiterreicht (vgl. P1I1: 32). Eine Ausnahme bildet hierbei die habitualisierte Weitergabe von Zeitungen innerhalb des Projektes. So berichtet eine Bewohnerin:

»Wenn ich nach Hause komme, liegt die Zeitung von meiner Nachbarin immer vor der Tür, weil sie sie halt morgens liest und ich bin dann quasi die Zweitverwertung und geb sie am nächsten Tag noch zur Drittverwertung weiter.« (P2I9: 20)

Diese Weitergabe entfaltet neben der Ressourceneinsparung durch die mehrfache Verwendung scheinbar auch inkludierende Wirkungen. So berichtet eine Bewohnerin, dass sie infolge dieses Arrangements wieder verstärkt Zeitung lesen würde, was sie vorher aufgrund der hohen Kosten nicht mehr getan hätte. Die Praktik ermöglicht und fördert in diesem Fall die Praktik des Zeitungslesens und bietet somit einen erweiterten Zugang zu gesellschaftlichen Diskursen. Dies wäre sicherlich auch außerhalb gemeinschaftlicher Lebenszusammenhänge möglich. Zugleich erscheint ihre Realisierung jedoch in einem gemeinschaftlichen Rahmen aufgrund der gesteigerten sozialen Nähe wahrscheinlicher.

Im Gegensatz zum Projekt Rosengärten sind Praktiken des Tauschens und Schenkens im Projekt Gereonsplatz sehr verbreitet. Dabei werden insbesondere Kleidungsstücke, aber auch Bücher und andere Güter (um-)verteilt, was hinsichtlich der distributiven Gerechtigkeit relevant ist. Mehrere Bewohner*innen berichten, dass sie einen großen Teil ihrer Garderobe über die Weitergabe im Haus beziehen (vgl. P1I0: 454, P1I5: 13, P1I7: 81). Eine Bewohnerin erzählt gar: »Kleidung habe ich seit ich hier lebe, abgesehen von Unterwäsche, nie wieder gekauft.« (P1I8: 62) Zugleich zeigt sich, dass Praktiken des Tauschens und Schenkens nicht exklusiv für das Projekt sind. Vielmehr waren viele Bewohner*innen schon aus anderen Zusammenhängen mit solchen Praktiken vertraut (vgl. z.B. P1I4: 49). Dies deutet darauf hin, dass bei den potenziellen Träger*innen bereits Kompetenzen und Affinitäten zu den Praktiken vorhanden waren, was dazu führte, dass sich die Praktiken leichter im Projekt »einnisten« konnten. Es fällt auf, dass hinsichtlich der Bedeutung dieser Praktiken explizit auf Fragen der Nachhaltigkeit verwiesen wird. Dies wird unter anderem daran deutlich, dass in den Interviews Konzepte und Bedeutungen wie etwa »weniger Ressourcenvergeudung« (P1I4: 49), »Nachhaltigkeit« und »Unterstützung« (P1I2: 40) sowie »weniger Konsumieren« (P1I5: 13) mit den Praktiken verknüpft werden. Für den Vollzug der Praktiken des Tauschens und Schenkens im Projekt Gereonsplatz kommt dem sogenannten Umsonstregal eine große Bedeutung zu, weshalb in der Folge ausführlich darauf eingegangen wird.

→ *Das Umsonstregal*

Das Umsonstregal, von den Bewohner*innen mitunter auch als »Free-Shelf« (P1I9: 77) bezeichnet, ist eine sozio-materielle Institution, die im Rahmen des Vollzugs der Praktiken des Tauschens und Schenkens entstanden ist und seitdem ermögli-

chend und verstärkend auf diese Praktiken zurückwirkt. Es besteht aus mehreren Regalen und Kleiderstangen, die im Eingang des Wohnprojektes aufgebaut und sowohl für die Bewohner*innen als auch für Besucher*innen und Menschen außerhalb des Projektes zugänglich sind.

An der Entstehung und Entwicklung des Umsonstregals lässt sich gut die sukzessive Institutionalisierung von *Mikroinfrastrukturen* als speziellen Typus sozio-materieller Arrangements im Rahmen der gemeinschaftlichen Lebensführung darstellen. Infolge des Vollzugs von Praktiken des Tauschens und Schenkens entstanden zunächst Orte innerhalb des Hauses, an denen materielle Artefakte gesammelt wurden, die von einzelnen Personen nicht mehr benötigt und weitergegeben werden sollten. So etwa »Verschenkecken« (PIIo: 448) oder auch »Zu-Verschenken-Kisten« (PII5: 23). Diese waren jedoch immer wieder überfüllt und wenig sortiert. Darüber hinaus wurden sie bei einer Brandschutzbegehung moniert (vgl. PIIo: 350). Dies führte zu der Idee, vor der Tür ein Umsonstregal zu installieren, zu dem nicht nur die Bewohner*innen und ihre Gäste, sondern auch andere Menschen Zugang haben sollten. Anschließend wurde die Einrichtung des Regals auf einer Hausversammlung beschlossen und durch einen Teil der Bewohner*innen umgesetzt (vgl. PI14: 51-53). Bei der Einrichtung des Umsonstregals spielt erneut das architektonische Umfeld eine wichtige Rolle. Erst durch den großen überdachten Hauseingang war es überhaupt niedrigschwellig möglich, das Umsonstregal außerhalb des Hauses wettergeschützt aufzustellen und es auf diese Weise auch für Menschen jenseits des Projektes zugänglich zu machen.

Durch die Einrichtung des Umsonstregals wurden die schon zuvor gelebten Praktiken des Tauschens und Schenkens gewissermaßen institutionalisiert, was eine verstärkende Rückwirkung auf sie entfaltet. Das Umsonstregal entwickelte sich dabei nicht in einem luftleeren Raum, aus einer abstrakten Idee heraus, sondern war vielmehr Ergebnis des Vollzugs von Praktiken des Tauschens und Schenkens im Rahmen der gemeinschaftlichen Lebensführung. Darüber hinaus war das Prinzip des Umsonstregals bereits aus anderen Zusammenhängen bekannt. Es wird von den Bewohner*innen weniger als »soziale Innovation« (vgl. hierzu Jaeger-Erben et al. 2017: 10ff.), sondern vielmehr als »normal« (POIo: 448) empfunden, was vermutlich auf die milieuspezifische Sozialisation der Bewohner*innen zurückzuführen ist. Umsonstregale und Umsonstläden – mitunter auch als »Freeboxen« oder »Free Shops« bezeichnet (vgl. Habermann 2009: 70) – finden in den letzten Jahren eine starke Verbreitung und entstehen an den verschiedensten privaten und öffentlichen Orten. In der wissenschaftlichen Debatte werden sie oftmals mit alternativer Ökonomie, Nachhaltigkeit oder einer suffizienten Lebensweise in Verbindung gebracht (vgl. ebd.: 70f., Blieffert 2013: 53ff., Lage-Diestel 2017: 333f.). Auch von den Bewohner*innen wird das Umsonstregal – ebenso, wie die damit verbundenen Praktiken des Tauschens und Schenkens – diskursiv mit einer ressourcenschonenden, konsumkritischen und nachhaltigen Lebensführung verbunden (vgl. POIo:

460, P1I2: 40, P1I4: 49). Soziale Aspekte spielen hier ebenfalls eine Rolle. Das Umsonstregal ermögliche »Leuten, die vielleicht nicht das Geld haben oder ausgeben wollen, um sich neue Sachen zu kaufen, [...] Sachen zu kriegen« (P1I4: 49). Schließlich wird auch Bequemlichkeit mit dem Umsonstregal verbunden. So sei es »auch einfach das bequemste der Welt, [Dinge] auszusortieren und [...] einfach vor die Haustür zu stellen« (P1I7: 81).

Zugleich ist mit dem Umsonstregal jedoch auch ein gewisser Aufwand verbunden, da es immer wieder aufgeräumt werden muss, was mitunter als »nervig« (P1I5: 23) erlebt wird. Aus diesem Grund finden in dem Projekt regelmäßig Aushandlungs- und Organisationsprozesse statt, die Verantwortung zuschreiben und das regelmäßige Aufräumen gewährleisten, was den Bewohner*innen zufolge nicht immer einfach ist (vgl. P1I9: 77):

»Dann irgendwann gab es halt Einzelpersonen, die dafür verantwortlich waren, den [Umsonstladen] sauber zu halten und das ist halt ultraschwierig, weil der schon immer mal wieder super chaotisch ist. Und deswegen ist das gerade eher so'n Ding, von ›alle sind dafür verantwortlich‹ und das klappt halt mal mehr und mal weniger gut.« (P1I4: 53)

Die Notwendigkeit das Umsonstregal regelmäßig aufzuräumen ist unter anderem auf die Tatsache zurückzuführen, dass es intensiv von Menschen außerhalb des Projektes genutzt wird, die vermittelt über das Umsonstregal zu Partizipierenden der Praktiken des Tauschens und Schenkens im Rahmen des Wohnprojektes werden. Dies konnte unter anderem in der Feldphase beobachtet werden:

»Als ich unten aus der Tür gehe, sucht ein Mann gerade im Umsonstladen herum. Ich frage ihn, ob er ihn häufiger nutzen würde und er bestätigt dies. Er erzählt, dass er sich regelmäßig Bücher holen und sie später gegen neue tauschen würde.« (P1B4: 6)

Regelmäßig kommen den Bewohner*innen zufolge Menschen, die entweder Dinge mitnehmen oder auch Dinge in das Umsonstregal stellen (vgl. P1I9: 76). »Also es gibt definitiv auch Leute von außen, die irgendwas vorbeibringen, also weiß ich nicht, ich mein, wir haben hier schon mal ne Geige gefunden.« (P1I0: 456). Dabei besteht eine Herausforderung darin, dass es sich bei den zugestellten Dingen nicht immer um noch intakte Gegenstände handelt. Vielmehr werde das Regal manchmal auch »zugemüllt« (P1I9: 76). Darüber hinaus komme es teilweise dazu, dass einfach zu große Mengen abgestellt werden:

»Das waren dann auch teilweise Sachen, wie, da wurde der Free-Shelf da vorne beim [Platz in der Nähe] weggemacht und die Leute haben einfach all die Bücher eingepackt und die halt vor unser Ding [beide lachen] hingeknallt. Sowas ne, also

ich weiß nicht, wie viele Bücher wir schon insgesamt weggeschmissen haben, weil wir halt, was sollen wir machen.« (P19: 76)

Um diesen Problemen entgegenzuwirken wurden von den Bewohner*innen Schilder mit Hinweisen und Regeln für die Nutzung aufgestellt, etwa dass keine Bücher mehr abgestellt werden sollen. Dies führte einem Bewohner zufolge zwar zu einer Besserung der Situation, zugleich würden sie jedoch zum Teil auch ignoriert, was wiederum dazu führe, dass regelmäßig aufgeräumt werden müsse (P19: 76). Die Aufrechterhaltung der Mikroinfrastrukturen – in diesem Fall das Umsonstregal –, die nachhaltige Praktiken ermöglichen, bzw. fördern, erfordert somit nicht nur Raum, sondern immer auch Zeit.

Insgesamt zeigt sich, dass sich im Rahmen der gemeinschaftlichen Lebensführung in den untersuchten Wohnprojekten unterschiedliche Praktiken des Tauschens und Schenkens beobachten lassen. Zugleich ist festzustellen, dass sich das Ausmaß der Verbreitung dieser Praktiken zwischen den beiden untersuchten Projekten stark unterscheidet. Während diese Form der Praktiken im Projekt Rosengärten nur vereinzelt und isoliert auftritt, sind sie im Projekt Gereonsplatz weit verbreitet und institutionalisiert. Doch wie kann diese auffällige Differenz erklärt werden? Hier spielen mehrere Faktoren eine Rolle. Zunächst deutet sich im Material an, dass die starke Trennung der individuellen Lebensführungen im Projekt Rosengärten hierbei von Relevanz ist, denn die Entstehung solcher Praktiken lässt sich im Projekt Gereonsplatz unter anderem auf die ausgeprägte soziale Dichte zurückführen. Darüber hinaus finden sich Hinweise, dass unter anderem die große Anzahl von Bewohner*innen und auch an Gästen hierbei eine Rolle spielt. Zwar sind Praktiken des Tauschens und Schenkens auch außerhalb gemeinschaftlicher Wohnprojekte verbreitet, es scheint jedoch immer eine kritische Masse an Partizipierenden notwendig, damit sich solche Praktiken dauerhaft etablieren und institutionalisieren können. So entwickelten sich die Praktiken im Projekt Gereonsplatz unter anderem dadurch, dass immer wieder Gäste daran partizipierten, indem sie materielle Artefakte mitnahmen oder auch ins Projekt brachten (vgl. P15: 23). Eine stärker gemeinschaftliche Lebensführung stellt somit Bedingungen bereit, die die Realisierung von Praktiken des Tauschens und Schenkens ermöglichen und erleichtern.

Darüber hinaus scheinen aber auch milieuspezifische Erfahrungen eine Rolle zu spielen. So werden Praktiken des Tauschens und des Schenkens von den Bewohner*innen des Projektes Gereonsplatz als normal und alltäglich beschrieben und viele berichten, dass sie bereits an anderer Stelle mit solchen Praktiken und auch den damit verbundenen institutionalisierten sozio-materiellen Arrangements, wie Umsonstläden und Umsonstregalen, in Kontakt gekommen seien. Im Projekt Rosengärten hingegen scheinen diese Praktiken für viele Bewohner*innen nicht zur Normalität zu gehören. Dies verweist auf die Relevanz von milieuhängigen So-

zialisationsprozessen und damit verbundenen Kompetenzen und Wissensbeständen sowie die Bedeutung der beteiligten Subjekte, die als ihre Träger*innen auftreten. Darüber hinaus stellt sich jedoch die Frage, ob hier auch Lebensverlaufseffekte eine Rolle spielen. So bleibt offen, ob die Bewohner*innen, wenn sie älter werden, sich ihre Lebenslage verändert und sie unter Umständen mehr finanzielle Ressourcen zur Verfügung haben, Träger*innen dieser Form von Praktiken bleiben oder von konventionellen, ressourcenintensiven Praktiken als Träger*innen rekrutiert werden.

Neben diesen Überlegungen zu den Praktiken des Tauschens und Schenkens in den beiden untersuchten Wohnprojekten, konnte am Beispiel des Umsonstregals im Projekt Gereonsplatz angedeutet werden, wie die Realisierung nachhaltiger Praktiken im Rahmen einer gemeinschaftlichen Lebensführung durch die Schaffung von Mikroinfrastrukturen unterstützt werden kann. Es wird deutlich, dass hierbei sowohl materielle Arrangements, wie die Architektur des Hauses, als auch Bedeutungen, wie Ressourcenschonung und (soziale) Nachhaltigkeit, sowie Wissen und Kompetenzen, die mitunter in anderen Zusammenhängen erworben wurden, eine Rolle spielen. Es zeigt sich, dass die Entwicklung von Mikroinfrastrukturen zwar mit Diskursen und Erfahrungen zusammenhängt, die über das Projekt hinausweisen, sich aber aus der konkreten Lebenspraxis heraus generiert.

DIY-Praktiken

Ein letzter Typ von Akquisitionspraktiken, die sich in den Projekten finden lassen, sind Do-it-yourself-, bzw. DIY-Praktiken, die auch als Praktiken des Selbermachens bezeichnet werden können. Sie reichen von der Herstellung von Geschenken, über das Reparieren oder das Upcycling von Gegenständen und die bauliche Gestaltung des Wohnraums bis hin zu Subsistenzpraktiken, wie etwa die Produktion von Gemüse im eigenen Garten. In der wissenschaftlichen Debatte wird DIY-Praktiken eine große Bedeutung für Nachhaltigkeit und eine sozial-ökologische Transformation zugeschrieben (vgl. z.B. Baier et al. 2016: 34f., Greve 2017: 77f., Kropp/Stinner 2018: 29, Jaeger-Erben et al. 2019: 48f.). So argumentieren Bartling und Leggewie (2016: 278) etwa hinsichtlich der Praktik des Reparierens: »Zusammenfassend darf der Reparierbarkeit und dem Reparieren in Bezug auf nachhaltiges Produzieren und Konsumieren eine wichtige Treiberfunktion zugewiesen werden.«

Für die Projekte zeigt sich, dass auch dieser Typ von nachhaltigen Akquisitionspraktiken im Projekt Gereonsplatz deutlich stärker verbreitet ist als im Projekt Rosengärten. So ist die Herstellung oder das Upcycling von Produkten, wie etwa Geschenken oder Einrichtungsgegenständen im Projekt Gereonsplatz alltägliche Praxis (vgl. P1B5: 6ff., P1M1: 3). Auch viele der Möbel sowie gemeinschaftliche Einrichtungen, wie die Küchen in den Wohngemeinschaften (vgl. P1I7: 11) oder große Plattformen in mehreren Etagen, die als Gemeinschaftsraum und Schlafplatz für

Gäste dienen sollen (vgl. P1I0: 218, P1I0: 87), wurden gemeinsam hergestellt. Insgesamt werde in dem Projekt »immer was gebaut« (P1I6: 19, vgl. auch P1I1: 14). Die Möglichkeit, das Haus und damit den eigenen Lebensraum zu gestalten wird dabei von den Bewohner*innen als »Freiheit« (P1I1: 14) erlebt. Hierzu stehen ihnen ein Holzlager und eine kleine Holzwerkstatt im Keller des Projektes zur Verfügung. Das verwendete Holz wird zum Teil für diesen Zweck gekauft, oftmals handelt es sich aber auch um Holz oder Holzreste, die auf diese Art und Weise wiederverwertet werden. Wie gut ausgestattet die Holzwerkstatt gerade ist, hänge immer auch von der Zusammensetzung der aktuellen Bewohner*innen ab:

»Das ist ein bisschen davon abhängig, ob du jetzt gerade Holzmenschen oder andere Menschen im Haus hast und ob die Bock haben ihre Werkzeuge zu teilen. Meistens haben sie am Anfang Bock, später weniger, nachdem die Hälfte der Werkzeuge irgendwo verschwunden ist.« (P1I0: 426)

An dieser Stelle werden zwei Dinge deutlich: Zum einen zeigt sich die Bedeutung der Subjekte für die Realisierung und Verstetigung nachhaltiger Praktiken, die als Träger*innen sowohl die entsprechenden Praktiken als auch die damit verbundenen Kompetenzen und Materialitäten in das Projekt einbringen. Zum anderen werden jedoch auch Schwierigkeiten gemeinschaftlicher Nutzung angesprochen. Hier der mitunter wenig pflegliche Umgang mit den gemeinschaftlich genutzten Werkzeugen. Dieses Problem wird in der ökonomischen Forschung oftmals unter den Begriffen »Allmende-Dilemma« (vgl. Huber 2011b: 188ff.) oder »Allmende-Klemme« diskutiert (vgl. Neugebauer 2004: 28f.). Auch wenn alle ein Interesse daran haben, ein kollektives Gut zu erhalten, »kollidieren kurzfristige individuelle Interessen [oder Unachtsamkeiten] langfristig mit den Interessen der Gemeinschaft« (ebd.: 29). Zugleich scheint es aber in dem Projekt immer wieder Lösungen zu geben, mit diesem Problem umzugehen. So existiert neben der Holzwerkstatt im Keller des Projektes auch noch eine Fahrradwerkstatt, die alle Bewohner*innen, aber auch Besucher*innen nutzen können (vgl. P1I5: 5ff.). Hierfür wurden gemeinschaftliche Werkzeuge angeschafft und farblich markiert, um einer Verwechslungsgefahr vorzubeugen und auf diese Weise den Verlust von Werkzeug zu reduzieren (vgl. P1I0: 398).

Auch verschiedene Praktiken der Reparatur sind in dem Projekt zu beobachten (vgl. P1M1: 3, P1I7: 67f.). Da diese zumeist in gemeinschaftlichen Kontexten stattfinden, kommt es hier mitunter zu einer Vermittlung von Kompetenzen, etwa wenn sich die Bewohner*innen gegenseitig helfen, Dinge zu reparieren und es Reparaturpraktiken somit möglich wird neue Träger*innen zu rekrutieren. Unterstützend wirkten dabei auch die gemeinschaftlichen Infrastrukturen, wie die Holz- und die Fahrradwerkstatt. DIY-Praktiken gehen zum einen mit einer Reduzierung des Ressourcenverbrauchs einher, indem die Nutzungsdauer von materiellen Artefakten verlängert wird. Zum anderen spielen sie jedoch auch durch die Vermitt-

lung von Kompetenzen eine Rolle für Nachhaltigkeit (vgl. auch Bertling/Leggewie 2016: 278f.). Im Rahmen der Realisierung dieser Praktiken werden Kompetenzen vermittelt, die für verschiedene nachhaltige Praktiken von Bedeutung sind und somit fördernd auf sie zurückwirken. Darüber hinaus werden solche Praktiken normalisiert und in der Folge niedrigschwelliger zugänglich, wie an dem folgenden Interviewausschnitt illustriert werden kann:

»Ok, also auch ganz praktisch gesehen sind zum Beispiel so handwerkliche Geschichten. Also da habe ich zum Beispiel, da hat sich voll was bei mir geändert, zum Beispiel im Umgang damit. Dann, ach ja, doch auf jeden Fall, [Interviewer: Also das es dir einfacher fällt handwerkliche Dinge einzugehen?] genau, dass ich selbst auch Dinge machen kann. Zum Beispiel, dass ich es selbstverständlicher finde sowas zu machen, dass ich auch Bock drauf habe, sowas zu machen.« (P116: 33)

Es ist zu betonen, dass für die Realisierung von DIY-Praktiken nicht nur die materiellen Grundlagen und entsprechende Kompetenzen vorhanden sein müssen, sondern immer auch Zeit, da diese Praktiken oftmals zeitintensiv (mindestens aber zeitintensiver als ein (Neu-)Kauf) sind und sie dementsprechend stets in Konkurrenz zu anderen Praktiken, etwa der Erwerbsarbeit stehen. Zugleich sind gemeinschaftliche DIY-Praktiken auch für die Vergemeinschaftungsprozesse von großer Bedeutung. Dies zeigt sich besonders deutlich anhand der Phase nach dem Wiedereinzug infolge der Renovierung des Projekts Gereonsplatz, in der das ganze Projekt in gemeinschaftlicher Arbeit neu eingerichtet werden musste. Diese Zeit wird von den Bewohner*innen als sehr intensiv und stark gemeinschaftsbildend empfunden:

»Ja, also am Anfang ist so'n super, super starkes Zusammengehörigkeitsgefühl entstanden, aber auch weil wir halt das ganze Haus renovieren mussten. Also es wurde kernsaniert, aber renovieren mussten wir das komplett selber und wir haben halt alle Küchen selber gebaut und sowas. Und dann war halt ganz viel so'n, ah das Zimmer ist noch nicht bewohnbar, ok, wir schlafen alle in dem Zimmer. [Interviewer lacht] Und, ah ok, es gibt nur eine Küche, ok, wer kocht heute für 20 Leute, damit die anderen 20 noch bauen können und so. Genau und das hat so die ersten ein, zwei Jahre so'n sehr, sehr starkes Zusammengehörigkeitsgefühl geschaffen.« (P117: 11)

Ein anderer Bewohner berichtet über diese Zeit:

»Da ist das total familiär geworden für mich und was ich von den anderen weiß, auch für viele andere. Und es hat sich tatsächlich echt so der Lebensmittelpunkt ganz, ganz, ganz, ganz stark irgendwie hierauf bezogen. Und die Zeit war total schön und intensiv. Also einfach sozusagen dieses gemeinschaftliche, also ja, wenn du fragst, was macht das aus so die Gemeinschaft und auch sozusagen das,

genau das sich auf diese, auf diese Lebensgemeinschaft wirklich jetzt sozusagen zu konzentrieren.« (P1I6: 17)

Auch wenn dieses sehr enge Gemeinschaftsgefühl den Bewohner*innen zufolge anschließend wieder abnahm, da sich die Ausnahmesituation mit der Zeit auflöste und anschließend das große gemeinsame Projekt fehlte (vgl. P1I7: 11, P1I6: 17, P1I9: 12), so wird an dieser Stelle doch deutlich, welch große Bedeutung gemeinsame Projekte und geteilte Praxis für das Projekt und für die Vergemeinschaftung von Menschen im Allgemeinen besitzen. Dies gilt einerseits für »Großprojekte«, wie die Renovierung des Hauses, aber auch für alltäglichere Formen gemeinschaftlicher Praxis, wie sie im Rahmen von DIY-Praktiken zu beobachten sind. Erstens werden im Rahmen dieser Praktiken geteilte Bedeutungen, wie etwa Konsumkritik oder Ressourcenschonung, aber auch Vorstellungen von Gemeinschaftlichkeit reproduziert und zweites schreibt sich die Praxis in das sozio-materielle Arrangement des Projektes als geteilte Umwelt ein. So ist z.B. der Hausflur bunt und mit einer Vielzahl von politischen Parolen und Forderungen bemalt. Außerdem finden sich verschiedene Holzkonstruktionen (vgl. P1B9: 6, P1I0: 319). Diese Arrangements tragen dann wiederum zur speziellen Atmosphäre des Hauses bei und wirken auf diese Weise identitätsstiftend auf die Subjekte zurück (vgl. P1I1: 14, P1I2: 22).

Schließlich finden neben den bisher diskutierten DIY-Praktiken auch Verweise auf Subsistenzpraktiken, wie der Anbau von Gemüse im gemeinschaftlichen Schrebergarten des Projektes. Dieser wurde gemeinsam angeschafft und über das Vereinskonto des Projektes finanziert (vgl. P1I0: 85). Um die Bewirtschaftung zu organisieren wurden verschiedene Institutionen, wie etwa ein »Gemeinschaftsarbeitskalender« für den Garten geschaffen, der am Schwarzen Brett des Hauses für alle Bewohner*innen zugänglich ausgestellt wurde (vgl. P1I0: 389). Im Laufe der Zeit stellte sich jedoch heraus, dass die Bewirtschaftung zu aufwendig war und sich zu wenige Bewohner*innen dafür verantwortlich fühlten, sodass der Garten in der Folge wieder abgeschafft wurde, wodurch auch die damit verbundenen Subsistenzpraktiken nicht mehr realisiert wurden (vgl. P1I5: 41). Dies verweist erneut auf die nicht zu unterschätzende Bedeutung des Faktors Zeit für eine gemeinschaftliche, mithin nachhaltige Lebensführung.

Auch im Projekt Rosengärten besitzt eine Bewohnerin einen Schrebergarten, in dem sie einen großen Teil ihres Gemüses selbst anbaut. Im Gegensatz zum Projekt Gereonsplatz sind die damit verbundenen Praktiken jedoch nicht Teil der gemeinschaftlichen Lebensführung, sondern auf die individuelle Lebensführung dieser Bewohnerin begrenzt (vgl. P2I10: 30). Auch andere Formen von DIY-Praktiken werden zwar mitunter von einzelnen Bewohner*innen realisiert, spielen jedoch für die gemeinschaftliche Lebensführung ebenfalls keine Rolle. Dies kann wiederum unter anderem auf die geringere soziale Dichte innerhalb des Projektes zurückgeführt werden. Große Teile der Lebensführungen der Bewohner*innen verlaufen

hier getrennt, sodass sich die vorhandenen DIY-Praktiken nicht im Rahmen einer gemeinsamen, geteilten Praxis niederschlagen und mit einem Teilen der notwendigen Materialien und Kompetenzen einhergehen. Auch bestehen im Gegensatz zum Projekt Gereonsplatz keine gemeinschaftlichen Infrastrukturen, wie eine Werkstatt oder ähnliches, die allen Bewohner*innen zugänglich sind und als Orte für einen solchen Austausch dienen könnten (vgl. auch Jaeger-Erben et al. 2019: 59), was dazu führt, dass es für nachhaltige DIY-Praktiken schwieriger ist, Eingang in die Lebensführungen der Bewohner*innen zu finden.

15.3.2 Nutzungs- und Verbrauchspraktiken

Nachdem in dem vorangegangenen Kapitel ein Einblick in die Akquisitionspraktiken in den Projekten gegeben wurde, liegt der Fokus im Folgenden auf Nutzungs- und Verbrauchspraktiken, also Praktiken, in deren Rahmen Dinge verarbeitet und verwendet werden. Wie im Rahmen der Analyse deutlich wurde sind Akquisitionspraktiken in der alltäglichen Lebensführung eng mit Nutzungs- und Verbrauchspraktiken verwoben und oftmals durch zeitliche und räumliche Logiken und Strukturen miteinander verflochten. So bedingen bestimmte Akquisitionspraktiken, etwa das oben ausführlich beschriebene Markten, auch spezifische Praktiken der Verarbeitung, etwa, wenn große Mengen des gleichen Lebensmittels eingesammelt werden. Wie auch schon die Akquisitionspraktiken lassen sich auch die Nutzungs- und Verbrauchspraktiken weiter ausdifferenzieren und beschreiben, was im Folgenden systematisch umgesetzt wird.

Praktiken der Ernährung

Ein Typ der Nutzungs- und Verbrauchspraktiken, der stark mit den vorgestellten Praktiken der Beschaffung zusammenhängt, sind nachhaltige Praktiken der Ernährung. Für Fragen der Nachhaltigkeit sind sie insbesondere deshalb von Bedeutung, da sie einen geringeren Ressourcenumsatz haben als konventionelle Ernährungspraktiken und auf diese Weise mit der ökologischen, vermittelt jedoch auch mit der sozialen Dimension der Nachhaltigkeit im Sinne der Umwelt- und Klimagerechtigkeit verbunden sind. So weist etwa eine Ernährungsweise ohne tierische Produkte verschiedene Potenziale für eine nachhaltige Entwicklung auf:

»Today, and probably into the future, dietary change can deliver environmental benefits on a scale not achievable by producers. Moving from current diets to a diet that excludes animal products (table S13) (35) has transformative potential, reducing food's land use by 3.1 (2.8 to 3.3) billion ha (a 76 % reduction), including a 19 % reduction in arable land; food's GHG emissions by 6.6 (5.5 to 7.4) billion metric tons of CO₂eq (a 49 % reduction); acidification by 50 % (45 to 54 %); eutrophication by 49 % (37 to 56 %); and scarcity-weighted freshwater withdrawals by 19 % (–5 to 32 %) for a 2010 reference year.« (Poore/Nemecek 2018: 991)

Auch gemeinschaftliche Nutzungspraktiken sind für die ökologischen und sozialen Auswirkungen der Lebensführung relevant, da sie geringere Mengen an Energie bei der Zubereitung der von Speisen erfordern als individuelle Zubereitungsformen, indem sich hier Effizienzvorteile realisieren, etwa hinsichtlich der Erwärmung der Lebensmittel. Auch ist es in ihrem Rahmen einfacher möglich, Lebensmittel zu verarbeiten, die im Rahmen von nachhaltigen Akquisitionspraktiken, wie Märkten und Foodsharing, eingesammelt wurden und die sich oftmals durch große Mengen einzelner Produkte auszeichnen. Schließlich tragen gemeinschaftliche Ernährungspraktiken auch zur Gemeinschaftsbildung bei, wirken dabei inkludierend und sind auf diese Weise auch mit Fragen der sozialen Nachhaltigkeit im Sinne der Anerkennung und der partizipativen Gerechtigkeit im sozialen Nahraum verbunden.

Wie auch schon in anderen Bereichen unterscheiden sich die untersuchten Projekte hinsichtlich der beobachteten Ernährungspraktiken deutlich. Im Projekt Rosengärten beschränken sich die gemeinschaftlichen Formen der Ernährung in erster Linie auf die gemeinsamen Treffen und Feste. Diese zeichnen sich überwiegend durch konventionelle Formen von Ernährungspraktiken aus. Jenseits davon verlaufen die Praktiken der Ernährung recht unverbunden in den Einzelhaushalten. Zwar gibt es in dem Projekt durchaus Vegetarier*innen (vgl. P2I4: 50, P2I7: 47, P2I12: 28), die Ernährungspraktiken verbleiben insgesamt jedoch fast ausschließlich auf der Ebene der individuellen Lebensführung und schlagen sich nur marginal in der gemeinschaftlichen Lebensführung nieder. Dies wird von einzelnen Bewohner*innen als problematisch markiert und als ein Grund dafür, dass sich auch in anderen Bereichen eine gemeinschaftliche Lebensführung weniger stark etablieren könne, da mit dem gemeinsamen Essen eine wichtige gemeinschaftsfördernde Praktik nicht oder nur in Ausnahmefällen, wie etwa gemeinsamen Festen realisiert werde (vgl. P2I6: 32). Dies ist wiederum in erster Linie auf die grundsätzliche Aufteilung des Wohnprojektes und seine sozio-materiellen Arrangements zurückzuführen. Auch unterschiedlichen Zeitrhythmen der Bewohner*innen und ihre im Vergleich zum Projekt Gereonsplatz, größere Heterogenität hinsichtlich ihres Alters, ihrer Interessen und ihrer Einstellungen spielen hierbei eine wichtige Rolle.

Im Projekt Gereonsplatz sind nachhaltige und ressourcenschonende Ernährungspraktiken, wie gemeinsames Kochen (vgl. P1B3: 14, P1B5: 5) oder eine vegetarische Ernährung (vgl. P1B2: 8, P1B9: 14, P1I0: 145ff.) deutlich stärker verbreitet. Zwar wird manchmal auch alleine gekocht, etwa wenn Bewohner*innen gerade nur bestimmte Nahrungsmittel essen (vgl. P1I0: 203), insgesamt überwiegt jedoch das gemeinsame, bzw. gemeinschaftliche Kochen deutlich. Dieses findet meist in den Küchen der einzelnen Wohngemeinschaften statt, ist dabei jedoch nicht exklusiv, sodass Bewohner*innen aus verschiedenen Etagen und oftmals auch einige der vielen Gäste gemeinsam Kochen und Essen. Den Küchen kommt dabei als sozio-materiellen Infrastrukturen eine wichtige Bedeutung zu, da sie der Ort sind

an dem sich die gemeinschaftlichen Ernährungspraktiken, aber auch andere Gemeinschaftspraktiken vollziehen (vgl. P1I0: 197, P1I9: 12). In diesem Sinne wirkt das Teilen der Küchen durch mehrere Bewohner*innen ermöglichend auf die gemeinschaftlichen Ernährungspraktiken. Zugleich werden durch das architektonische Arrangement des Hauses auch weiterführende Vergemeinschaftungsprozesse und noch stärker kollektive Ernährungspraktiken verhindert, indem die Küchen der unterschiedlichen Etagen getrennt sind (vgl. P1I8: 25).

Im Vollzug der Ernährungspraktiken wird meist mehr gekocht als die Beteiligten verbrauchen können, sodass sich immer auch andere noch spontan anschließen können. Weggeschmissen wird trotzdem recht wenig, da sich immer wieder Menschen finden, die das Gekochte aufessen. Grundsätzlich findet man im Haus immer eine Möglichkeit, irgendwo etwas mitzuessen (vgl. P1B2: 21). Es stellt sich heraus, dass das Mitessen bei anderen als eine selbstverständliche Normalität wahrgenommen wird (vgl. P1B2: 27, P1B3: 21). Dabei kommt neben der hohen sozialen Dichte und der sozio-materiellen Struktur des Projektes auch den integrierten Artefakten eine Bedeutung zu. Da ein großer Teil der verarbeiteten Lebensmittel durch alternative Akquisitionspraktiken, wie Märkten oder Foodsharing (vgl. Kapitel 15.3.1), beschafft wurde und es sich somit im weitesten Sinne um Gemeinschaftseigentum handelt, ist das Teilen des Essens naheliegender und niedrigschwelliger als in anderen Zusammenhängen (vgl. P1B5: 5, 21, P1B7: 7). Die auf diese Weise eingesammelten Lebensmittel stellen aber auch Ansprüche an spezifische Kompetenzen bei der Verarbeitung. Darüber hinaus beansprucht die Verarbeitung der Lebensmittel mitunter deutlich mehr Zeit. Beides kann anhand des folgenden Ausschnitts aus einem Beobachtungsprotokoll illustriert werden:

»Nachdem wir fertig sind, gehen wir hoch in die Küche. Dort ist [ein Bewohner] bereits am Kochen. Er bereitet eine große Pfanne Bratkartoffeln vor. Wir gesellen uns dazu und beginnen als Beilage Spinat vorzubereiten. Ich sortiere den Spinat. Es ist sehr mühsam, da viele Blätter schon nicht mehr gut sind und es eine etwas nervige Aufgabe ist, die guten und schlechten Blätter voneinander zu trennen. Gerade bei der Tüte, die ich erwischte habe. Aber das gehört wohl zum Märkten dazu.« (P1B9: 12)

Es wird grundsätzlich vegetarisch, oftmals sogar vegan, gekocht (vgl. P1I0: 332). Dies ist, wie in Kapitel 15.3.1 bereits ausgeführt, sogar durch eine Regel institutionalisiert, die besagt, dass Fleisch im Haus verboten ist. Im Rahmen der geteilten Lebensführungspraxis werden auch Kompetenzen für eine vegetarische Ernährung vermittelt:

»Dann, was sich auf jeden Fall verändert hat, du hattest gerade so Vegetariersachen angesprochen, das war ich vorher schon, aber auf jeden Fall eine bewusster Ernährung, habe ich auf jeden Fall bekommen. Also und auch »ne gesündere.

Das auf jeden Fall einfach dadurch, dass hier Menschen Quinoa essen und weiß was ich, wie das alles heißt [beide lachen]. [...] Ja, wirklich genau, also ja. Und mittlerweile kann ich das auch zubereiten und so, aber am Anfang kannte ich das überhaupt nicht.« (P1I6: 33)

Darüber hinaus tragen die gemeinschaftlichen und vegetarisch-veganen Ernährungspraktiken auch zur Gemeinschaftsbildung bei (vgl. P1I0: 51, P1B2: 6) und wirken subjektivierend und identitätsstiftend auf die Bewohner*innen, indem sie mit Bedeutungen, wie Nachhaltigkeit und Aktivismus verbunden werden (vgl. P1I8: 9). Schließlich ist auffällig, dass hinsichtlich der Ernährung eine Verschiebung von Normalität zu beobachten ist, die in der Folge ausführlicher dargestellt werden soll, da sie für theoretische Überlegungen zu einer nachhaltigen Lebensführung von Bedeutung ist.

→ *Vegetarismus, Veganismus und Normalität*

Während Vegetarismus und Veganismus in der deutschen Gesellschaft trotz stetig wachsender Verbreitung weiterhin ein Nischendasein fristen (vgl. Statista 2017), bilden sie in dem Wohnprojekt Gereonsplatz eine alternative Normalität. Dies zeigt sich unter anderem daran, dass sie als selbstverständlich wahrgenommen werden und eine Abweichung von vegetarischen und veganen Ernährungspraktiken irritiert. Als etwa ein Bewohner, während des gemeinsamen Kochens, erzählt, dass er Weihnachten bei seiner Familie Fleisch esse, wird dies im darauffolgenden Gespräch als überraschende Abweichung von der Norm interpretiert. So sagt eine Besucherin, die mit am Tisch sitzt: »Ich bin es nicht mehr gewohnt, dass jemand linkes Fleisch ist, den ich kenne.« (P1B9: 14)

In einer anderen Situation erzählt eine Bewohnerin, dass sie am Abend zuvor Hirschgulasch gegessen habe. Dass sie dies berichtet, stellt sie im Gespräch, wenn auch scherzhaft, als »Beichte« (P1B2: 8) dar. Selbst der Konsum von Eiern wird als Besonderheit markiert. So argumentiert ein anderer Bewohner »Eier ist ja fast wie Fleischessen« (P1B3: 34). Als er sich zum Abendessen ein Brot mit Käse und Spiegelei zubereitet, präsentiert er es, als würde er sich dies nur ausnahmsweise gönnen. An diesen Verweisen auf das empirische Material werden mehrere Aspekte deutlich. Zum einen zeigt sich, dass sich nicht nur die Normalität, sondern auch die Norm verschoben hat. Fleisch oder auch Eier und Milchprodukte zu essen wird in dem Projekt als ethisch problematisch markiert, sodass vegetarische und insbesondere vegane Praktiken auf- und Fleischessen abgewertet wird (vgl. P1I8: 49). Demzufolge ist es, wenn überhaupt, in Ausnahmesituationen zulässig tierische Produkte zu konsumieren und wird ansonsten durch Missachtung sozial sanktioniert. Zum anderen verweist das erste Zitat darauf, dass die Verschiebung der Normalität nicht exklusiv in dem Projekt stattfindet, sondern in den Habitus und die Verhaltenskodizes eines sozialen Milieus eingebunden ist. Dies zeigt sich

auch daran, dass die meisten interviewten Bewohner*innen angeben, sich schon vegetarisch, bzw. vegan ernährt zu haben, bevor sie in das Projekt zogen (vgl. P1I3: 11, P1I4: 17, P1I5: 14f., P1I6: 33).

Dennoch spielt auch die gemeinschaftliche Lebensführung in dem Projekt für die Reproduktion der Normalität vegetarischer, bzw. veganer Ernährungspraktiken eine wichtige Rolle und wirkt verstärkend, bzw. erleichternd auf sie (vgl. P1I4: 17). So bietet sie eine Nische, in dem sich die alternative Normalität entfalten kann und den Subjekten Rückzugsräume, in denen ihre Praxis nicht als deviant wahrgenommen wird (vgl. P1I8: 9). Dies wirkt verstärkend, bzw. vereinfachend auf die Realisierungsmöglichkeiten der alternativen Ernährungspraktiken zurück. Zum einen indem eine vegetarische, bzw. vegane Ernährung nicht mehr gerechtfertigt werden muss, ein Problem, mit dem sich viele Vegetarier*innen und Veganer*innen im Alltag konfrontiert sehen – sowohl in familiären als auch in beruflichen und öffentlichen Kontexten.²⁴ Darüber hinaus ist es für alle Bewohner*innen immer möglich an den gemeinschaftlichen Ernährungspraktiken teilzunehmen, ohne sich hinsichtlich der Gerichte einschränken zu müssen, was auch dazu führt, dass mögliche Konflikte abgeschwächt oder vermieden werden, die mit Fragen der Ernährung zusammenhängen. Schließlich führt die Verschiebung der Normalität, die sogar durch die Regel kein Fleisch im Haus zu essen institutionalisiert wurde, zu einer Komplexitätsreduktion im Sinne der Einschränkung von Möglichkeiten und damit zu einer Entlastung der Subjekte. Dies ist auch deshalb relevant, da viele der Bewohner*innen angeben, Fleisch und andere tierische Produkte durchaus zu mögen (vgl. P1B3: 34). Eine Verschiebung der Normalität in dem skizzierten Sinne führt, in Kombination mit der sozialen Kontrolle im Rahmen des gemeinschaftlichen Zusammenlebens, die von den Bewohner*innen nicht als bevormundend und einschränkend, sondern positiv wahrgenommen wird (vgl. P1I7: 47), dazu, dass nachhaltige Ernährungspraktiken normalisiert und in der Folge vermehrt realisiert werden. Dabei ist die Wirkrichtung nicht einseitig, sondern die Praktiken und Normalitäten beeinflussen sich gegenseitig in ihrer Entwicklung (vgl. auch Shove 2003: 115).

Praktiken des Teilens und der gemeinschaftlichen Nutzung

Ein weiterer Typ nachhaltiger Praktiken, die mitunter eng mit den Praktiken der Ernährung zusammenhängen, sind Praktiken des Teilens und der gemeinschaftlichen Nutzung. Für Nachhaltigkeit sind sie relevant, da sich durch das Teilen, respektive die gemeinschaftliche Nutzung von Gütern sowohl der Ressourcenverbrauch reduzieren lässt, da Gegenstände nicht mehrmals angeschafft werden müs-

24 Dies wurde in einem Lehrforschungsprojekt zum Thema Nachhaltige Lebensführung herausgearbeitet, das ich gemeinsam mit Björn Wendt im Sommersemester 2017 an der WWU Münster gehalten habe.

sen, zum anderen tragen sie aber auch zur sozialen Integration bei und spielen für das gemeinschaftliche Zusammenleben aus diesem Grund eine bedeutende Rolle.

Im Projekt Rosengärten finden sich nur vereinzelt nachhaltige Praktiken des Teilens und der gemeinschaftlichen Nutzung. So werden in dem Projekt zwar mitunter materielle Artefakte, wie Werkzeuge (vgl. P2B6: 20) oder auch Zeitungen (vgl. P2B5: 13, P2I9: 20, siehe auch Kapitel 15.3.1) geteilt, dies geschieht jedoch auf einem geringen Niveau und ist zumeist nur wenig institutionalisiert. Zwar ist zu vermuten, dass innerhalb der – verhältnismäßig wenigen – Haushalte in denen Familien oder zumindest Paare wohnen, verschiedene Praktiken des Teilens und der gemeinschaftlichen Nutzung sowie damit verbundene Formen der gemeinsamen Ökonomie existieren, diese schlagen sich jedoch zum allergrößten Teil nicht auf der Ebene der gemeinschaftlichen Lebensführung nieder. Auch Gemeinschaftsgüter existieren nur in sehr begrenztem Maße und beschränken sich auf Artefakte, wie etwa das Gartenmobiliar (vgl. P2P69: 15ff.), die keine (Rück-)Wirkungen auf nachhaltige Konsumpraktiken entfalten.

Wie auch in den anderen diskutierten Bereichen des nachhaltigen Konsums sind auch Praktiken des Teilens und der gemeinschaftlichen Nutzung im Projekt Gereonsplatz deutlich stärker verbreitet. Dabei lassen sich zwei Ebenen differenzieren. Zum einen das Teilen und die gemeinschaftliche Nutzung innerhalb der einzelnen Wohngemeinschaften und andererseits Praktiken des Teilens und der gemeinschaftlichen Nutzung, die das ganze Haus umfassen und über die einzelnen Wohngemeinschaften hinausweisen.

Innerhalb der einzelnen Wohngemeinschaften wird grundsätzlich sehr viel geteilt, insbesondere Lebensmittel und andere alltägliche Güter, sodass in diesen Bereichen von partiellen Formen einer gemeinschaftlichen Ökonomie gesprochen werden kann. Dabei existieren sehr unterschiedliche Ausprägungen der Organisation, die sich den Bewohner*innen zufolge im Laufe der Zeit auch immer wieder wandeln (vgl. z.B. P1I0: 59ff.). Bei allen Differenzen in der konkreten Ausgestaltung zeigt sich jedoch konstant, dass, bis auf wenige Ausnahmen, alle Güter des alltäglichen Bedarfs geteilt werden, was diese Formen des Zusammenlebens von vielen anderen WGs außerhalb von Hausprojekten unterscheidet und auch von den Bewohner*innen hervorgehoben wird (vgl. P1I7: 29, P1I8: 33). Die Modelle der Organisation innerhalb des Projektes unterscheiden sich in erster Linie danach, wer wie viel und in welcher Weise beiträgt und reichen von regelmäßigen Einzahlungen in eine WG-Kasse, über das Aufschreiben der Einkäufe, bis hin zu völlig freien Formen, bei denen jede*r das beiträgt, was er*sie kann und möchte. Je nach Modell finden sich dabei auch verschiedene Umverteilungsmechanismen, wobei im Sinne distributiver Gerechtigkeit diejenigen, die finanziell mehr haben, auch mehr einzahlen (vgl. P1B3: 20, P1I0: 59, P1I7: 35, P1I8: 39). Somit besteht hier eine Verbindung zur sozialen Dimension der Nachhaltigkeit.

An dieser Stelle zeigt sich auch die Bedeutung von Lerneffekten für ein gemeinschaftliches Zusammenleben. So berichtet eine Bewohnerin, dass ihr das Teilen am Anfang schwergefallen sei, sie jedoch im Laufe der Zeit gelernt hätte, dass es für alle einen Mehrwert biete:

»Ja, ich habe auf jeden Fall sehr profitiert von Leuten, die schon sehr, sehr, sehr lange hier leben und glaube ich auch einfach eine lockere Einstellung haben. Ich war am Anfang auch eher so kleinkariert und dachte mir hä, wir haben gar keine Liste zum Abhaken, das ist doch nicht transparent und hatte dann auch ein längeres Gespräch mit einer Person, die auch meinte, ja und? [beide lachen], das ist doch völlig egal, oder? Solange das Geld ausreicht ist es doch völlig, total egal. Ich hatte irgendwie so'n anderes Bild von Gerechtigkeit, so alle müssen das Gleiche tun, was ja auch irgendwie völlig verschoben war, was ich auch erst irgendwie viel später so wahrgenommen hab, dass es total egal ist. [...] Ja da denke ich viel über so'n Gerechtigkeitsbegriff nach, dass ich mir denke, ok, so super vieles im Leben ist irgendwie nicht gerecht und so. Dass wäre zu einfach zu sagen, allen das Gleiche, weil wir alle unterschiedliche Voraussetzungen haben und einfach zu gucken, wie können wir zusammenleben, dass wir alle ein gutes Leben haben, obwohl wir unterschiedliche Voraussetzungen haben. Und dass es nicht messbar ist an irgendeinem Betrag, den eine Person abhaken muss, damit alle sehen, dass die Person den eingezahlt hat, sondern auch einfach mal zu sagen: Irgendwie kriegen wir es schon hin.« (P118: 39)

Darüber hinaus existieren mitunter auch unterschiedliche Möglichkeiten etwas beizutragen, wie eine andere Bewohnerin erläutert:

»Ja, und es gibt halt auch einfach verschiedene, ich sag mal Wege, um Essen zu besorgen. Sowas wie, ich geh halt jetzt arbeiten, mir ist das gerade einfach zu viel, zum Beispiel Markten zu gehen, Containern zu gehen. Andere Leute machen das und ich find's super und die haben dann ja genau so viel Essen rangebracht, wie ich sozusagen, [...] haben halt nichts bezahlt. Genau und so finde ich, also freue ich mich auch, weil ich denke, ah wir haben Essen gerettet und aber auch, ok, wir haben alle irgendwie gleich viel dazu beigetragen.« (P117:35)

Neben den Praktiken des Teilens und der gemeinschaftlichen Nutzung in den einzelnen Wohngemeinschaften, finden sich auch solche, die das ganze Projekt einschließen. In der alltäglichen Lebensführung sind diese nicht klar getrennt, sondern es bestehen vielmehr fließende Übergänge zwischen den Praktiken des Teilens und der gemeinschaftlichen Nutzung innerhalb der Wohngemeinschaften und innerhalb des Hauses. Auch innerhalb des Hauses kommt dem Teilen von Lebensmitteln eine große Bedeutung zu und es gehört zur alltäglichen Praxis in anderen Wohngemeinschaften zu »klauen« (P110: 47, vgl. auch P112: 6.), wie es eine Bewohnerin scherzhaft bezeichnet. Falls etwas fehlt, beispielsweise zum Kochen, würde in

den anderen WGs geschaut, ob es dort noch etwas gibt (vgl. P1I7: 15, P1I8: 31). Dabei werde »überhaupt nicht darüber nachgedacht, [...] haben wir jetzt den Reis gekauft oder die andere WG. Also das ist so'n bisschen so, da ist so'n Fluss von Sachen im Haus« (P1I5: 5). Hierbei spielt anscheinend wiederum auch eine Rolle, dass durch das gemeinsame Lebensmittelretten viele Lebensmittel als Gemeinschaftsgut angesehen werden und das Teilen somit als normal und selbstverständlich wahrgenommen wird. Neben Lebensmitteln wird auch Küchengeschirr in die Praktiken des Teilens und der gemeinschaftlichen Nutzung integriert (vgl. P1I0: 133; P1I2: 6). Dabei ist es teilweise nur schwer nachzuvollziehen, welcher Wohngemeinschaft was gehört, was mitunter dazu führt, dass in einer Küche sehr viele Gabeln, aber kaum Messer zu finden sind (vgl. P1B3: 36). Auch kann es dazu kommen, dass Lebensmittel, mit denen von einer Person geplant wurde, nicht mehr vorhanden sind, wenn sie verarbeitet werden sollen (vgl. P1B5: 5). Dies wird jedoch nicht als problematisch wahrgenommen (vgl. P1I0: 133). Vielmehr werden die positiven Seiten der Praktiken des Teilens und der gemeinschaftlichen Nutzung betont. So assoziieren die Bewohner*innen damit eine gewisse Freiheit in der Lebensführung:

»Viel, viel auch so'n Freiheitsding, was sich in so ganz kleinen Sachen widerspiegelt. Ich sach mal, wenn mir sonntags morgens der Zucker ausgeht, ist völlig klar, ich geh woanders hin und geh mir Zucker holen ohne, dass ich das mit irgendwem besprechen muss. Und das machen alle so.« (P1I7: 15)

Darüber hinaus werden sie auch mit einer Idee von Gemeinschaft verbunden, die das Projekt auszeichnet (vgl. P1I2: 6, P1I7: 15, P1I8: 31), führen immer wieder zu Kontakten zwischen den Bewohner*innen (vgl. P1I3: 10) und tragen somit zur sozialen Integration bei:

»Insofern, wenn ich Lust habe mich zu unterhalten, dann geh ich Kaffee klauen unten in der Eins [lacht]. Da finde ich jemanden und mit dem kann ich Kreuzwortschlüssel machen.« (P1I0: 47).

Neben Lebensmitteln und Küchengeschirr werden auch viele weitere Dinge und Gegenstände geteilt (vgl. P1I0: 87, P1I2: 6, siehe auch Kapitel 15.3.1):

»Ja, auch von irgendwie, man leiht sich alles Mögliche. Also von Diktiergeräten, über das Werkzeug, über irgendwie Klamotten und weiß ich nicht was. Also so dieses viel tauschen und gemeinsam nutzen, ist für mich glaube ich voll so'n Ding, was irgendwie das Haus, oder was uns als Gruppe irgendwie auszeichnet.« (P1I5: 5)

Schließlich existieren auch verschiedene Gemeinschaftsgüter, wie etwa die Werkzeuge in Fahrrad- und Holzwerkstatt, gemeinschaftlich genutzte Waschmaschinen oder große Teile der Einrichtung des Hauses außerhalb der einzelnen Zimmer. Diese Gemeinschaftsgüter, die mitunter auch von Besucher*innen und Gästen genutzt werden können (vgl. P1I5: 5ff.), werden entweder von dem gemeinsamen Vereins-

konto gekauft oder sie werden zunächst von Personen in das Haus eingebracht und gehen anschließend in den Besitz der Gemeinschaft über, wie beispielsweise der Fahrradanhänger, der für das Markten und das Foodsharing genutzt wird (vgl. P1I5: 27). Eines dieser Gemeinschaftsgüter ist ein gemeinsam genutzter Kühlschrank, der im Hausflur des Projektes aufgestellt ist, und in dem »gerettete« Lebensmittel einsortiert und geteilt werden. Da sich an dieser sozio-materiellen Institution gut veranschaulichen lässt, welche Bedeutung Mikroinfrastrukturen für das gemeinschaftliche Zusammenleben und eine nachhaltige Lebensführung haben, wird in der Folge genauer auf ihn eingegangen.

→ *Der Gemeinschaftskühlschrank*

Der Gemeinschaftskühlschrank ging aus den Praktiken des Lebensmittelrettens hervor und entfaltet als Mikroinfrastruktur, ähnlich wie das Umsonstregal (vgl. Kapitel 15.3.1), eine fördernde Wirkung auf die Realisierung nachhaltiger Konsumpraktiken. Dabei stellt er gewissermaßen ein Bindeglied, einen Kreuzungspunkt, zwischen den nachhaltigen Akquisitionspraktiken des Lebensmittelrettens und den nachhaltigen Nutzungs- und Verbrauchspraktiken dar.

Die Idee für den Gemeinschaftskühlschrank wurde, wie auch die Praktik des Marktens (vgl. P1I5: 25), von einer Person in das Projekt eingebracht, die die Kombination aus Lebensmittelretten und einem Kühlschrank, in dem die geretteten Lebensmittel allen Bewohner*innen und Gästen des Projektes zur Verfügung gestellt werden (vgl. P1B9: 10), aus einem anderen Wohnprojekt kannte. In der Folge wurde ein Kühlschrank, der an anderer Stelle übrig war, aufgestellt und wirkt seitdem auf die gemeinschaftliche Praxis des Projektes zurück. An dieser Stelle wird deutlich, dass nachhaltige Praxis-Arrangement-Bündel oftmals nicht an verschiedenen Orten ganz neu entstehen, sondern durch Subjekte, die als Träger*innen dieser Praktiken und den damit verbunden Wissensbeständen und Kompetenzen auftreten, in die bestehenden Zusammenhänge der Lebensführung eingebracht werden und sich an die gegebenen Situationen anpassen, sodass sich in der Folge lokale Variationen dieser Bündel etablieren und verfestigen. So wurde der Kühlschrank im Laufe der Zeit nicht nur fürs Markten oder Foodsharing, sondern auch dafür genutzt, regelmäßig größere Mengen übrig gebliebenen Caterings aus einem lokalen Club weiterzuverteilen (vgl. P1I0: 379, P1I5: 25).

Einmal institutionalisiert, wirkt der Gemeinschaftskühlschrank ermöglichend auf nachhaltige Konsumpraktiken ein. So berichtet beispielsweise ein Bewohner, dass er zwar schon vor dem Einzug mit Praktiken des Lebensmittelrettens in Kontakt gekommen war, die Partizipation an solchen Praktiken jedoch in dem Projekt aufgrund der spezifischen Rahmenbedingungen der gemeinschaftlichen Lebensführung noch einmal zugenommen habe:

»Ne, also das ist hier nochmal stärker geworden, nochmal mehr geworden, auch einfach dadurch, dass es einen Gemeinschaftskühlschrank gibt, ist es hier einfach noch mehr in der Struktur verankert, noch einfacher das zu machen. Es ist einfach so selbstverständlich, dass du – am Anfang war es noch Foodsharing, dann jetzt ist es irgendwie für alle Markten. Genau es ist halt irgendwie gar nicht mehr groß was, was thematisiert wird, sondern es [ist] irgendwie so. Es läuft halt einfach so im Leben des Hauses, läuft es einfach. Es ist ein Teil davon.« (P13: 15)

Anhand dieses Interviewausschnitts wird auch deutlich, wie sich das zunächst noch neue und in diesem Sinne bemerkenswerte Praxis-Arrangement-Bündel im Laufe der Zeit im Projekt normalisiert hat und mittlerweile »einfach läuft« und »ein Teil des Hauses« geworden ist. Dabei verbindet es sich auch mit anderen Praktiken und materiellen Arrangements und verankert sich so immer stärker in der gemeinschaftlichen Lebensführung. Mit der Zeit entstehen so nicht nur neue Verbindungen zu anderen Akquisitionspraktiken, Praktiken der Ernährung oder Praktiken des gemeinsamen Kochens, vielmehr entwickeln sich auch neue Verbindungen zu anderen materiellen Artefakten, wie etwa zu institutionalisierten Kommunikationsmitteln, wie dem Schwarzen Brett des Projektes oder dem internen Mailverteiler, die Orte bildet, an denen angekündigt wird, wenn sich wieder Lebensmittel im Kühlschrank befinden, die verteilt und verzehrt werden können (vgl. P10: 385, P117: 55, P119: 72).

Es lässt sich an dieser Stelle erneut festhalten, dass Mikroinfrastrukturen, wie der Gemeinschaftskühlschrank, aber auch das Umsonstregal oder die Holz- und Fahrradwerkstätten einerseits aus nachhaltigen Praktiken der gemeinschaftlichen Lebensführung hervorgehen und andererseits wiederum fördernd auf sie zurückwirken. Dabei bildet gemeinschaftliche Lebensführung und die damit verbundenen sozio-materiellen Arrangements eine wichtige Grundlage, da erst in ihrem Rahmen die Ressourcen und insbesondere die kritische Masse an beteiligten Subjekten zusammenkommen, die solche Formen der Institutionalisierung ermöglichen. Auch die Subjekte spielen dabei, wie oben ausgeführt, als Träger*innen von nachhaltigen Praktiken, die diese in die Projekte miteinbringen eine wichtige Rolle. Zugleich werden die Praktiken, respektive die Praxis-Arrangement-Bündel jedoch nicht einfach reproduziert, sondern es bilden sich, im Wechselspiel mit den spezifischen Situationen, lokale Variationen heraus.

Praktiken des Heizens und des Energiesparens

Ein weiterer Bereich der Nutzungs- und Verbrauchspraktiken sind Praktiken des Heizens und des Energiesparens. Dieser Bereich von Praktiken, der schon in früheren Untersuchungen zum umweltbewussten Verhalten (vgl. z.B. Diekmann/Preisendörfer 2001: 119) und auch in den standardisierten Annäherungen an die Nachhaltigkeit der Lebensführung in den Projekten (vgl. Kapitel 14) eine Rolle gespielt

hat, besitzt in der alltäglichen Lebensführung der untersuchten Wohnprojekte nur eine geringe Relevanz. Praktiken des Energiesparens, wie etwa das ausschalten von Elektrogeräten oder die Reduktion der Raumtemperatur, wie sie in früheren Untersuchungen zum Umweltverhalten erhoben wurden, lassen sich nur selten beobachten. Dagegen finden sich Hinweise darauf, dass hier weniger die alltägliche Lebensführung als vielmehr die sozio-materiellen Rahmenbedingungen von entscheidender Bedeutung sind. So finden sich in dem Projekt Rosengärten wiederholt Aussagen dazu, dass überraschend wenig geheizt werden müsse, da die Wohnungen so gut isoliert seien (vgl. P2B7: 19, P2B8: 35).

Dies deckt sich auch mit den Ergebnissen aus den standardisierten Annäherungen (vgl. Kapitel 14.3.1). So ist der unterdurchschnittliche Energieverbrauch für das Heizen im Projekt Rosengärten in erster Linie auf die architektonische Infrastruktur und die gute Wärmedämmung zurückzuführen. Diese führt mitunter jedoch auch zu Problemen. So berichten Bewohner*innen von Problemen mit Schimmel, die auf die Bauweise zurückzuführen seien (vgl. P2B8: 35). Außerdem sind die Wohnungen hinsichtlich ihrer Größe der Anzahl der Bewohner*innen angepasst. So sind etwa die Einzelapartments in der Regel ca. 60 m² groß, was deutlich kleiner sei, als viele der Wohnungen, in denen die Bewohner*innen vor dem Einzug gelebt haben (vgl. P2I6: 26, P1I8: 2).

Auch hinsichtlich des CO_{2eq}-Ausstoßes beim Stromverbrauch sind in erster Linie die Infrastrukturen, bzw. die einmal getroffene Entscheidung über den Bezug von konventionellem oder Ökostrom relevant. Auch wenn hier zwischen den einzelnen Haushalten Unterschiede hinsichtlich des Umfangs des Stromverbrauchs existieren, so zeigt sich, dass insbesondere die Art des Stroms, der bezogen wird, den entscheidenden Faktor bildet. Die Haushalte, die Ökostrom beziehen weisen dementsprechend einen signifikant geringeren CO_{2eq}-Ausstoß für den Energieverbrauch auf als diejenigen, die konventionellen Strom beziehen.

Auch im Projekt Gereonsplatz spielen die sozio-materiellen Rahmenbedingungen hinsichtlich des Energieverbrauchs eine wichtige Rolle. Zum einen ist auch das Haus des Projektes vor einigen Jahren kernsaniert worden, wenn auch nicht auf dem Niveau eines Niedrigenergiehauses. Zum anderen schlägt sich hier der geringere Wohnraum je Person nieder, der im Rahmen einer gemeinschaftlichen Lebensführung realisiert wird, indem viele der Räume gemeinschaftlich genutzt werden. Darüber hinaus ist davon auszugehen, dass sich die gemeinschaftliche Lebensführung durch die gemeinsame Nutzung von Räumen und elektronischen Geräten (etwa im Rahmen des gemeinsamen Kochens) reduzierend auf den Energieverbrauch auswirkt. Da das gesamte Haus mit Ökostrom versorgt wird, liegen auch in diesem Bereich die Werte unter denen des Projektes Rosengärten und deutlich unter dem Bevölkerungsdurchschnitt.

Mobilitätspraktiken

Auch Mobilitätspraktiken können dem Bereich der Konsumpraktiken zugeordnet werden (vgl. z.B. Känzig/Jolliet 2006: 14, Belz/Bilharz 2007: 37). Im Vergleich zu anderen bisher analysierten Praxisbereichen, zeichnen sie sich jedoch dadurch aus, dass sie eine größere Distanz zur gemeinschaftlichen Lebensführung besitzen. Sie werden außerhalb der Projekte realisiert und sind oftmals mit externen Praxisbereichen wie etwa Erwerbsarbeit, Ausbildung oder Engagement verbunden. Dennoch zeigen sich vielfältige Wechselwirkungen mit der gemeinschaftlichen Lebensführung in den Wohnprojekten, die in der Folge analysiert werden.

Der Anschluss an Fragen der Nachhaltigkeit besteht hinsichtlich der Mobilitätspraktiken in erster Linie über die mit ihnen verbundenen ökologischen Auswirkungen. So variiert der $\text{CO}_{2\text{eq}}$ -Ausstoß zwischen unterschiedlichen Mobilitätspraktiken wie Fahrradfahren, Autofahren oder Fliegen deutlich (vgl. UBA 2018c). Doch auch zur sozialen Dimension der Nachhaltigkeit bestehen Verbindungen. Zum einen über die negativen sozialen Externalitäten die etwa mit der Herstellung von Autos oder der Produktion von Treibstoff verbunden sind, zum anderen aber auch über die Frage, wer in welcher Form mobil sein kann, sodass mit Mobilitätspraktiken auch Fragen der Teilhabe und gesellschaftlicher Partizipation verbunden sind. So argumentieren Nancy Cook und David Butz (2019: 3) im Rahmen ihrer Überlegungen zu Mobilitätsgerechtigkeit: »Mobility is a resource for (non)human agency and the performance of daily life.«

Hinsichtlich der Mobilitätspraktiken ist zunächst auffällig, dass in beiden Projekten die Praktik des Fahrradfahrens in der alltäglichen Lebensführung weit verbreitet ist (vgl. P1I1: 79, P1I2: 57, P1I3: 39, P1I5: 58, P1I9: 101, P2I3: 24, P2I6: 28, P2I8: 33, P2I9: 45, P2I10: 60, P2I11: 53). Dies ist jedoch weniger auf Besonderheiten der gemeinschaftlichen Lebensführung zurückzuführen. Vielmehr ist die Praktik des Fahrradfahrens in dem urbanen Raum, in dem sich die Projekte befinden und der sich durch eine gute Fahrradinfrastruktur und verhältnismäßig kurze Wege auszeichnet, eine weit verbreitete Normalität. Darüber hinaus sind beide Projekte gut an das öffentliche Nahverkehrsnetz angeschlossen, was insbesondere von den älteren Bewohner*innen des Projekts Rosengärten, aber auch den Bewohner*innen des Projekts Gereonsplatz, von denen einige durch ein Semesterticket für Studierende kostenlos mit dem ÖPNV fahren können, regelmäßig genutzt wird, sei es innerhalb des urbanen Raumes oder im Regionalverkehr (vgl. P1I2: 55f., P1I9: 102, P2I4: 47, P2I10: 36). Auch können durch die zentrale Lage beider Projekte viele alltägliche Wege, etwa für alltägliche Besorgungen und auch für die Teilnahme an sozialen Aktivitäten außerhalb der Projekte, zu Fuß zurückgelegt werden. Dies ist insbesondere für die älteren Bewohner*innen des Projektes Rosengärten von zentraler Bedeutung, da ihnen auf diese Weise trotz gesundheitlicher und altersbe-

dingter Einschränkungen eine hohe Selbstständigkeit und eine Partizipation am öffentlichen Leben ermöglicht wird (vgl. P2I4: 15, P2I7: 42, P2I10: 36).

Praktiken des Autofahrens spielen dagegen für die alltägliche Mobilität in beiden Projekten eine geringere Rolle. Im Projekt Gereonsplatz sind zwar einige Bewohner*innen für den Weg zur Arbeit in Fahrgemeinschaften eingebunden, für die große Mehrzahl sind Praktiken des Autofahrens im Alltag jedoch die absolute Ausnahme (vgl. P1I3: 49, P1I5: 49). Nur zwei Bewohner*innen besitzen überhaupt Anteile an einem Auto, das sie sich jedoch mit zwei weiteren Menschen teilen (vgl. P1I4: 37, P1I5: 44). Es wird ihnen zufolge überwiegend für längere Strecken oder den gelegentlichen Transport von Sperrgut genutzt. Darüber hinaus wird es im Sinne eines privat organisierten Carsharings gegen eine Kilometerpauschale auch an andere Menschen verliehen. Hierfür wurde ein Online-Kalender eingerichtet, über den die gemeinschaftliche Nutzung organisiert wird (vgl. P1I4: 39). Im Projekt Rosengärten besitzt zwar ein deutlich größerer Anteil der Bewohner*innen ein Auto, das mitunter auch für Strecken innerhalb des urbanen Raumes genutzt wird, aber auch hier überwiegen Praktiken des Fahrradfahrens, der ÖPNV-Nutzung und des Laufens im Alltag deutlich.

Insgesamt zeigt sich, dass alltägliche Mobilitätspraktiken, ähnlich wie Praktiken des Heizens und des Energiesparens, stark von sozio-materiellen Rahmenbedingungen abhängig sind. Allerdings kommt hierbei weniger der architektonischen Ausgestaltung des Hauses, sondern vielmehr der Lage des Projektes, den öffentlichen Verkehrsinfrastrukturen vor Ort sowie den Eigenlogiken der sozial-ökologischen Umwelt eine entscheidende Bedeutung zu. Matt Watson verdeutlicht dies in einer Studie zum Verhältnis von Auto- und Velomobilität (vgl. Watson 2013). Er argumentiert, dass sowohl die Praktiken des Auto- und Fahrradfahrens, als auch die damit verbundenen Systeme der Auto- und Velomobilität sowohl gesamtgesellschaftlich als auch in konkreten Räumen um Ressourcen, wie Zeit, Raum, Geld sowie diskursive und symbolische Bedeutungen konkurrieren (vgl. ebd.: 123). Je nachdem, wie sich dieser Konflikt lokal reproduziert, gelänge es den unterschiedlichen Praktiken unterschiedlich gut, Träger*innen zu rekrutieren. Folglich besteht auch ein entscheidender Unterschied zwischen den Mobilitätsanforderungen, die ein urbaner Raum stellt, im Vergleich zu denen, die im ländlichen Raum bestehen, in den viele gemeinschaftliche Wohnformen, wie Kommunen oder Ökodörfer, eingebettet sind.

Während sich die alltäglichen Mobilitätspraktiken der beiden untersuchten Projekte recht ähnlich sind, zeigen sich hinsichtlich Mobilitätspraktiken, die mit weiteren Entfernungen verbunden sind, größere Differenzen. So sind die Bewohner*innen des Projektes Gereonsplatz im Durchschnitt deutlich mobiler und legen dabei auch weitere Strecken zurück. Zugleich zeigt sich, dass sie öfter auf nachhaltige Formen der Mobilität zurückgreifen. Sie sind weniger oft mit privaten PKWs unterwegs und fliegen auch seltener. Dafür nutzen sie häufiger

öffentliche Verkehrsmittel, wie Bus und Bahn, fahren mit der Mitfahrgelegenheit oder Trampen. Dies führt dazu, dass ihr CO_{2eq}-Ausstoß im Mobilitätsbereich im Durchschnitt insgesamt etwas geringer ist (vgl. Kapitel 14.3.1).

Welche Rolle das gemeinschaftliche Zusammenleben dabei spielt, kann auf Grundlage der Daten nicht abschließend beantwortet werden. Zum einen finden sich Hinweise darauf, dass Praktiken, wie etwa das Trampen, durchaus auch mit fehlenden finanziellen Ressourcen zusammenhängen (vgl. P1I1: 53, P1I9: 103). Zum anderen sind diese Praktiken, bzw. der Verzicht auf Praktiken des Fliegens und des Autofahrens, aber auch stark mit Bedeutungen wie Nachhaltigkeit und Ressourcenschonung verbunden (vgl. P1I2: 61, P1I4: 48, P1I9: 104). Hierbei kann der gemeinschaftlichen Lebensführung mitunter eine unterstützende Funktion zukommen, wenn solche Normen und Werte in der Gemeinschaft verbreitet sind, indem nachhaltige Praktiken Anerkennung finden und bestärkt werden:

»Ja ich glaub, dass ich irgendwie das hier noch einfacher finde, sozusagen so ein bisschen ökologisch konsequenter zu leben, weil ich irgendwie da drin ne Bestätigung, glaube ich, immer wieder erfahre. Also sowas, wie, wenn man dann überlegt, ok fliege ich eigentlich, oder irgendwie Fliegen oder nicht, ich es dann eher nicht mache. Weil man redet mit Leuten darüber und dann haben ganz viele Leute auch so »ne ganz ähnliche Situation und es ist nicht so, dass man ständig mit seiner Position aneckt oder so und es dann doch wieder macht, sondern da eher so getragen wird.« (P1I5: 13)

Auch kann es zu Sozialisationseffekten kommen, indem im Rahmen der Lebensführung Kompetenzen vermittelt und neue Normalitäten reproduziert werden. Wenn etwa im sozialen Nahraum, bzw. in der Gemeinschaft vorgelebt wird, dass es durchaus möglich ist, längere Strecken auch durch Praktiken wie Trampen oder Busfahren zurückzulegen und sie auf diese Weise normalisiert werden, kann dies die Zugangshürden der Praktiken für »newcomer« einer »community of practice« (vgl. Lave/Wenger 1991: 29) reduzieren. Dies trifft zwar nicht nur auf gemeinschaftliche Formen des Zusammenlebens zu, in ihrem Rahmen werden die Effekte jedoch aufgrund der hohen sozialen Dichte mitunter verstärkt.

Im Projekt Rosengärten sind die Bewohner*innen im Durchschnitt weniger mobil. Dies kann unter anderem auf das hohe Alter vieler von ihnen zurückgeführt werden. Zugleich finden sich häufiger Praktiken des Autofahrens. So besitzen gut zwei Drittel der befragten Personen ein Auto, das zumeist auch regelmäßig genutzt wird, von einigen für Urlaubsreisen von anderen für Besuche bei Freunden und Familie. Einige Befragten berichten jedoch von Bestrebungen das eigene Auto abzuschaffen und auf Carsharing umzusteigen (vgl. P2I9: 45, P2G2: 8). Darüber hinaus fliegen die Bewohner*innen des Projektes Rosengärten im Durchschnitt häufiger als die Bewohner*innen des Projekts Gereonsplatz. Überwiegend handelt es sich dabei um Urlaubsflüge, auch wenn bei einigen Bewohner*innen auch beruflichen

Verpflichtungen eine Rolle spielen (vgl. P2I9: 47, P2I11: 56f.). Zugleich zeigt sich jedoch, dass die Bewohner*innen des Projektes Gereonsplatz im Laufe ihres Lebens schon häufiger Langstrecke geflogen sind, was die Unterschiede im Lebensverlauf kompensieren könnte, auch wenn diese Flüge zumeist schon länger her sind und überwiegend vor dem Einzug in das Projekt getätigt wurden.

Insgesamt lässt sich auch hinsichtlich der Mobilitätspraktiken feststellen, dass die gemeinschaftliche Lebensführung im Projekt Rosengärten, aufgrund der niedrigen sozialen Dichte, eine geringere Bedeutung hat als im Projekt Gereonsplatz. Während hier nachhaltige Mobilitätsformen weit verbreitet sind und mitunter entsprechende Wissensbestände und Kompetenzen im Rahmen der gemeinschaftlichen Lebensführung vermittelt werden, spielen für das Mobilitätsverhalten im Projekt Rosengärten neben den sozio-materiellen und infrastrukturellen Rahmenbedingungen in erster Linie individuelle Faktoren, wie etwa abnehmende körperliche Fitness im Alter, eine Rolle. So berichten mehrere ältere Bewohner*innen, dass sie aufgrund ihrer körperlichen Beschwerden ihr Auto abschaffen mussten (vgl. P2I2: 46, P2I10: 59), es nur noch wenig nutzen (vgl. P1I4: 47) oder nur noch selten verreisen und nicht mehr Fliegen (vgl. P1I4: 47, P2I2:46). Zusammenfassend zeigt sich somit auch im Bereich der Mobilität, dass vielfältige Faktoren für die Realisierung einer nachhaltigen Lebensführung von Bedeutung sind.

15.4 Politische Partizipation und zivilgesellschaftliches Engagement

Wie in Kapitel 14.3.2 gezeigt wurde zeichnen sich die Bewohner*innen der beiden untersuchten Wohnprojekte, insbesondere die Bewohner*innen des Projektes Gereonsplatz, hinsichtlich verschiedener Indikatoren durch eine im Vergleich zur Gesamtbevölkerung überdurchschnittliche politische und zivilgesellschaftliche Partizipation aus. So haben viele von ihnen schon einmal ein politisches Amt übernommen, Petitionen zu politischen Anliegen unterschrieben, an Demonstrationen teilgenommen oder bei einer Bürgerinitiative mitgemacht. Darüber hinaus sind viele von ihnen zivilgesellschaftlich engagiert und investieren mitunter viel Zeit in dieses Engagement. Politische und zivilgesellschaftliche Partizipation sind für Fragen der Nachhaltigkeit aus verschiedenen Gründen relevant (vgl. Kapitel 6.1.2 und 14.2). Zum einen ist die Realisierung gleichberechtigter politischer Partizipation eine wichtige Voraussetzung sozialer Nachhaltigkeit, indem sie eine demokratische Mitwirkung an dem Prozess nachhaltiger Entwicklung ermöglicht. Darüber hinaus zeitigt sie oftmals, ebenso, wie freiwilliges Engagements, positive soziale Auswirkungen, indem sie zur sozialen Integration einer Gesellschaft beiträgt. Schließlich können durch politische Partizipation und zivilgesellschaftliches Engagement, wenn sie mit den Zielen der Nachhaltigkeit vereinbar sind, progressive gesellschaftliche Veränderungen angestoßen werden, sei es hinsichtlich der ökologischen oder der sozialen Dimension der Nachhaltigkeit. Doch welche politischen

und zivilgesellschaftlichen Praktiken lassen sich in den Projekten beobachten und in welchem Zusammenhang stehen sie zur gemeinschaftlichen Lebensführung?

Zunächst lassen sich unterschiedliche Formen politischer Partizipation und zivilgesellschaftlichem Engagement differenzieren. Diese reichen vom Reden und dem Austausch über Politik im Alltag, über die (gemeinschaftliche) Beteiligung an politischen Aktionen bis hin zu regelmäßigen Formen zivilgesellschaftlichen Engagements von denen einige innerhalb, viele aber auch außerhalb der Projekte realisiert werden. Dabei zeigen sich erneut deutliche Unterschiede zwischen den Projekten. Im Projekt Rosengärten spielt das Thema Politik im Rahmen der gemeinschaftlichen Lebensführung eine untergeordnete Rolle. Zwar wird immer mal wieder bei gemeinsamen Treffen über Politik diskutiert (vgl. P2B1: 11, P2B5: 12, P2B7: 18), solche Gespräche bilden jedoch eher die Ausnahme. Auch existieren keine gemeinschaftlichen Praktiken der politischen Partizipation oder des zivilgesellschaftlichen Engagements. Vielmehr verbleibt auch das Engagement überwiegend auf der Ebene der individuellen Lebensführung. Hinsichtlich des individuellen Engagements finden sich unterschiedliche Engagementpraktiken, die sich überwiegend in klassischen Engagementbereichen, wie etwa Kirchen, Parteien, Sozialverbänden und Selbsthilfegruppen abspielen. Es gibt jedoch auch Bewohner*innen, die sich im Bereich des gemeinschaftlichen Wohnens im urbanen Raum (vgl. P2I6: 42) oder für Geflüchtete (vgl. P1I10: 65ff.) engagieren. Dem Engagement wird dabei von den beteiligten Bewohner*innen eine große Bedeutung zugewiesen (vgl. P2I3: 38, P2I5: 56, P2I10: 78ff.).

Zwar gab es im Laufe der Zeit vereinzelt Initiativen für gemeinschaftliche Praktiken des Engagements, diese wurden jedoch von der Gruppe abgelehnt (vgl. P2I10: 26). Gleiches gilt für Anfragen des Sozialdienstträgers, der im Erdgeschoss des Hauses seine Räumlichkeiten hat, in denen auch die Gemeinschaftstreffen des Projektes stattfinden, hinsichtlich gemeinsamer Aktionen und Veranstaltungen (vgl. P2I2: 36, P2I10: 26). Diese Zurückhaltung, die von einigen Bewohner*innen sehr bedauert wird (vgl. P2I10: 28, P2I2: 36), hat mehrere Ursachen: Zum einen war das Projekt in Folge seiner Gründung lange damit beschäftigt, sich als Gemeinschaft zu konstituieren, sodass nur noch wenige Zeitressourcen für andere Aktivitäten zur Verfügung standen (vgl. P2I7: 16). Darüber hinaus fehlt es jedoch auch an einem gemeinsamen politischen Bewusstsein und dem damit verbundenen Anspruch über das Wohnprojekt hinaus zu wirken, den viele Bewohner*innen sogar explizit ablehnen (vgl. P2I10: 26, P2I9: 28). An dieser Stelle erweist sich die große Heterogenität der Bewohner*innen, ihrer individuellen Interessen und Praktiken, aber auch ihrer Vorstellungen des Projektes und des gemeinschaftlichen Zusammenlebens als relevant (vgl. P22I10: 26). Während ein Teil der Bewohner*innen gerne mehr gemeinsam machen und mitunter auch über Veranstaltungen oder Aktionen nach außen wirken möchte (vgl. P2I1: 22, P2I5: 30), stehen andere dem eher skeptisch gegenüber, nehmen nur wenig an gemeinschaftlichen Treffen teil (vgl. P2I10: 28)

oder möchten, dass sich die gemeinschaftlichen Aktivitäten auf seltene Anlässe beschränken (vgl. P2I8: 2, siehe auch Kapitel 15.1 und 15.2). Schließlich spielen auch individuelle Lebenslagen eine Rolle für das Ausbleiben gemeinschaftlicher Praktiken des Engagements. So wird wiederholt thematisiert, dass etwa die jungen Familien nur wenig Zeit zur Verfügung haben (vgl. P2B5: 15). Mehrere Bewohner*innen berichten darüber hinaus, dass sie es aufgrund gesundheitlicher Einschränkungen nicht mehr schaffen würden, sich zu engagieren (vgl. P2I4: 53, P2I5: 56, P2I7: 57).

Es wird somit deutlich, dass für ein gemeinsames Wirken des Projektes im Sinne eines gemeinschaftlichen zivilgesellschaftlichen Engagements unter anderem ein gemeinsames Verständnis der Formen und Ziele des Zusammenlebens erforderlich ist. Darüber zeigt sich, dass auch die beteiligten Subjekte eine Rolle spielen. Zum einen indem sie als Träger*innen und Initiatoren von Engagementpraktiken auftreten und zum anderen, indem individuelle Konstitutionen, wie etwa gesundheitliche oder altersbedingte Einschränkungen, gemeinschaftliche Engagementpraktiken begrenzen. Schließlich erweist sich einmal mehr der Faktor Zeit als wichtiger Einfluss, da für gemeinschaftliche, aber auch individuelle Formen des Engagements immer auch Zeitressourcen zur Verfügung stehen müssen, die je nach Lebenslage nur sehr eingeschränkt vorhanden sind.

Im Gegensatz zum Projekt Rosengärten bilden Praktiken der politischen Partizipation und des zivilgesellschaftlichen Engagements im Projekt Gereonsplatz einen integralen Bestandteil der gemeinschaftlichen Lebensführung, sodass hier von einer genuin politischen Form der Lebensführung gesprochen werden kann. Zwar vollzieht sich ein großer Teil der Engagementpraktiken außerhalb des Projektes und es sind meistens nicht alle Bewohner*innen gemeinsam daran beteiligt, die Engagementpraktiken sind insgesamt jedoch stärker in die gemeinschaftliche Lebensführung eingebettet.

Dies beginnt damit, dass das Reden über Politik in dem Projekt allgegenwärtig ist (vgl. P1B2: 9, P1B2: 21, P1B9: 13, P1I2: 20). Auch das, oftmals damit verbundene, Reden über zivilgesellschaftliches Engagement ist immer wieder zu beobachten (vgl. P1B2: 9, P1B7: 7, P1B9: 12). Dies geschieht mitunter sehr vorraussetzungsvoll. So berichtet beispielsweise ein Bewohner, der erst vor kurzen eingezogen ist, dass er sich zwar sehr gut aufgenommen fühle, es ihm bei vielen Themen aber noch schwer falle mitzudiskutieren, da er sich mit Politik nicht so gut auskenne (vgl. P2B2: 33). Im Laufe der Zeit zeigen sich hier jedoch mitunter Sozialisierungseffekte, indem neue Bewohner*innen in die Praktiken integriert werden und dabei neue Kompetenzen und Wissensbestände aufbauen. So berichtet etwa eine Bewohnerin:

»Also ich glaube, ich habe hier nochmal so dieses im Alltag über auch Politik reden gelernt. Oder auch so dieses, aktiv sein, dass das so völlig dazugehört. Weil ja viele Leute im Haus irgendwie so in allen möglichen Projekten, Gruppen, weiß nicht was, aktiv sind.« (P1I4: 29)

Neben dem Reden über Politik und Engagement, sind diese Themen auch vermittelt über weitere Praktiken in dem Projekt sehr präsent. So sind fast alle Bewohner*innen in unterschiedlichen Kontexten und Gruppen aktiv, insbesondere in den Bereichen Flucht und Migration (vgl. P1B2: 9, P1I4: 13, P1I7: 108), Nachhaltigkeit und Ökologie (vgl. P1B9: 12, P1I2: 68), aber auch Feminismus (vgl. P1I8: 77) oder soziale Gerechtigkeit (vgl. P1I3: 86f.). Ihre Aufgaben reichen dabei von der Organisation öffentlicher Veranstaltungen (vgl. P1I2: 70) oder Demonstrationen (vgl. P1I7: 108) bis hin zur aktiven Unterstützung geflüchteter Menschen, etwa durch Übersetzungsarbeiten oder der Hilfe im Alltag (vgl. P1I3: 89f., P1I4: 13). Immer wieder sind Bewohner*innen auch federführend an der Organisation größerer regionaler (vgl. P1I0: 227ff., P1B7: 7) und überregionaler (vgl. P1I2: 68, P1I5: 18f.) zivilgesellschaftlicher Veranstaltungen und Aktionen der links-alternativen Szene beteiligt. Hierfür spielt auch das Projekt selbst immer wieder eine Rolle, etwa indem Aktivist*innen aus anderen Regionen und Städten dort für die Zeit der Aktionen aufgenommen werden und auf diese Weise politische Themen und Praktiken in das Projekt tragen.

Zwar entstehen regelmäßig Initiativen, noch stärker als Gesamtprojekt politisch aktiv zu werden, etwa im Bereich der Wohnungspolitik, der über die Entstehungsgeschichte eng mit dem Projekt verwoben ist (vgl. P1I7: 19), und es finden auch immer wieder gemeinsame Treffen und Versammlungen statt, die ein stärkeres gemeinsames Engagement anstoßen sollen (vgl. P1I3: 23ff.), insgesamt erfolgt das Engagement überwiegend jedoch nicht als Gruppe, wie auch ein Bewohner berichtet:

»Sicherlich irgendwie, aber wenn es ums Politische geht, dann würde ich halt sagen, dass es hier Leute gibt, die politisch aktiv sind. Auch relativ viele Leute gibt, die politisch aktiv sind, aber halt nicht in Form von: wir treten als Hausgemeinschaft jetzt nach außen und politisieren unser Leben hier im Haus, wenn du so willst.« (P1I3: 21)

Dies wird in erster Linie mit fehlenden Kapazitäten, aber auch historischen Entwicklungen begründet, da wie oben beschrieben viele der Bewohner*innen teilweise schon sehr lange in anderen Kontexten engagiert sind. Darüber hinaus gibt es Bewohner*innen, die grundsätzlich dagegen sind, als Projekt tätig zu werden, da sie in dem Projekt einen Rückzugsraum, auch hinsichtlich ihres Engagements, sehen (vgl. P1I7: 19). Auch wird argumentiert, dass es keine genuinen Gemeinschaftsräume gäbe, was die Möglichkeiten gemeinschaftlichen politischen Engagements einschränke. Ein Seminarraum oder ein Café könnten beispielsweise dazu beitragen, (noch) mehr zu machen (vgl. P1B6: 9). Dennoch partizipieren die Bewohner*innen regelmäßig gemeinsam an politischen Praktiken und Praktiken des zivilgesellschaftlichen Engagements, wie einer von ihnen berichtet:

»Also jetzt nicht so explizit, das ganze Haus fährt jetzt irgendwo hin, sondern eher, dass wir halt einfach auch miteinander befreundet sind und dann auch, ja, irgendwie zusammen, zum Beispiel auf Demos fahren. Oder, [große Aktion der Umweltbewegung] war jetzt auch. Also es war schon oft so, dass, ja so zehn Leute oder so, also über die Hälfte der Leute aus dem Haus auch dann da waren. Und da auch zum Teil halt mitorganisiert hat. Also sowas gibt es schon, aber es läuft ganz viel nicht unter dem Namen, wir als [Gereonsplatz] fahren irgendwo hin, sondern halt als Freundeskreis.« (P112: 8, vgl. auch P119: 64)

Diese Verbindung zu unterschiedlichsten Engagementpraktiken wird als sehr positiv wahrgenommen. So berichtet eine andere Bewohnerin:

»Das machen wir auch schon viel hier gemeinsam. Dann halt nicht unbedingt so als Haus organisiert, aber dann halt mit Einzelpersonen, die halt auch aktiv sind, organisiert. Und ich glaube, das ist auch eine Sache, die mich hier so reizt. Ja, ich hab Leute, die hier halt irgendwie Sachen machen und mit denen ich dann zusammen auch Sachen [machen kann].« (P114: 15)

Neben diesen Formen des Engagements lassen sich im Projekt auch weitere Praktiken der politischen Partizipation und des zivilgesellschaftlichen Engagements beobachten. So finden im Haus regelmäßig Plena von verschiedenen Gruppen und Vereinen statt, auch von solchen, an denen keine*r der Bewohner*innen beteiligt ist (vgl. P117: 19). Darüber hinaus werden auch andere Praktiken der gemeinschaftlichen Lebensführung mit einem politischen Anspruch verbunden:

»Wir sind soweit politisch, dass wir halt vielleicht so nen alternativen Alltag leben. Also ich finde auch, oder das frage ich mich halt, ob nicht auch das Leben einer Alternative an sich schon politisch ist. Also dass wir Markten gehen, dass wir halt Konsentsentscheidungen haben, dass wir Plena haben, dass wir probieren basisdemokratisch zu sein, auch unser Leben politisch zu reflektieren. Das ist für mich schon auch Arbeit, die in gewisser Weise politisch ist.« (P113: 22f.)

Schließlich wird das Projekt von verschiedenen Initiativen als Lager genutzt. So sind im Keller des Projektes etwa die Utensilien einer sogenannten KüfA untergebracht, einer »Küche für alle«, die auf verschiedenen Veranstaltungen Aktivist*innen mit Essen versorgt (vgl. P110: 438). Außerdem steht im Keller ein Regal mit Transparenten, die von verschiedenen Gruppen regelmäßig auf Demonstrationen verwendet werden (vgl. P117: 77). Dort befinden sich außerdem Materialien wie Stoffe und Farben und das Haus wird einer Bewohnerin zufolge immer wieder als Ort genutzt, um neue Transparente für Demonstrationen oder zivilgesellschaftliche Aktionen zu malen (vgl. P110: 400ff.). Auf diese Weise ist das Projekt auch mit weiteren Engagementpraktiken außerhalb des Projektes verbunden. An dieser Stelle deutet sich auch die Relevanz des Projektes für die politische alternative Sze-

ne im urbanen Raum an, indem für diese und die mit ihr verbundenen Praktiken Infrastrukturen bereitgestellt werden.

Insgesamt haben Praktiken des politischen und zivilgesellschaftlichen Engagements eine große, sinnstiftende Bedeutung für die Bewohner*innen (vgl. P1I1: 92, P1I2: 72, P1I7: 110, P1I8: 81) und sind eng an die gemeinschaftliche Lebensführung gebunden. Zwar berichten viele Bewohner*innen, schon vor ihrem Einzug in verschiedenen Zusammenhängen aktiv gewesen zu sein und mitunter bereits eine lange politische Sozialisation hinter sich zu haben (vgl. P1I1: 94, P1I2: 73f., P1I7: 112, P1I8: 83), zugleich trägt das gemeinschaftliche Zusammenleben jedoch auch dazu bei, dieses Engagement zu verstetigen und zu vertiefen (vgl. P1I2: 20), indem es Informationen bereitstellt (vgl. P1I7: 15) sowie neue Perspektiven und Möglichkeitsräume (vgl. P1I5: 29) eröffnet. Dies wird auch von den Bewohner*innen reflektiert, wie das folgende Zitat illustriert:

»Und auch so'n Ding von ›Leute kommen zusammen und entwickeln zusammen Ideen‹, also Leute, die vielleicht vorher auch schon politisch aktiv sind und organisiert sind, aber die hier nochmal einen ganz anderen Raum haben das umzusetzen oder sich gegenseitig zu inspirieren. Ich glaube dafür ganz, ganz viel. Also das finde ich zum Beispiel in Bezug auf Klimabewegung auch ultraspannend. Da sind ja super viele Leute, haben hier im Haus gewohnt oder wohnen hier im Haus, von dieser Antikohlebewegung, wo ich das Gefühl habe, das hat sich auch durch diesen Kontakt hier im Haus nochmal so'n bisschen perpetuiert.« (P1I4: 26)

Darüber hinaus werde vielen Bewohner*innen durch die gemeinschaftliche Lebensführung in dem Projekt ein (neuer) Zugang zu Praktiken der politischen Partizipation und des politischen Engagements ermöglicht:

»Ich glaube es hat ganz, ganz viel indirekten Einfluss auf die Politisierung von Menschen, die halt hier zum Beispiel einziehen und darüber mit Themen in Kontakt kommen und auch darüber Kontakt zu Strukturen finden, wo sie sich dann politisch engagieren, was sie sonst nicht hätten.« (Ebd.)

Eine weitere Bewohnerin berichtet schließlich, dass sich ihr Engagement zwar nicht verstärkt hat, aber es durch die Einbindung in die politische gemeinschaftliche Lebensführung möglich war, trotz beginnender Erwerbsarbeit weiterhin auf einem hohen Niveau politisch zu partizipieren:

»Vielleicht fast ein bisschen anders. Nachdem ich hier eingezogen bin, habe ich halt angefangen zu arbeiten und ich glaube, dass dadurch, dass ich hier wohne, ich den Lebensstil, den ich vorher auch hatte, mit irgendwie viel auch Leute sehen, viel auch Austausch haben, zwischendurch immer soweit es möglich ist, auch politisch aktiv sein, dass ich das irgendwie weitertragen konnte, was mir glaube ich sonst nicht gelungen wäre. Was mir auch super wichtig ist und für mich auch to-

tal der Grund ist weiter [im Gereonsplatz] zu wohnen oder auch später in einer Gemeinschaft zu wohnen.« (P1I4: 11)

Insgesamt wird deutlich, dass Praktiken der politischen Partizipation und des zivilgesellschaftlichen Engagements in dem Projekt eine stabile und weit verbreitete Normalität darstellen. Dies spiegelt sich auch in den sozio-materiellen Arrangements des Projektes wider. So hängen überall in dem Projekt Plakate für Demonstrationen, Veranstaltungen und Aktionen, Flyer liegen herum (vgl. P1OII: 42) und im Treppenhaus finden sich politische Parolen und Zeichnungen. Flyer werden auch in einem Flyer-Kasten vor dem Haus ausgelegt und somit auch für Menschen jenseits des Projektes zugänglich. Darüber hinaus hängen von einem der Balkone, der zur Straße hin ausgerichtet ist, immer wieder Transparente mit politischen Parolen, was von einzelnen Bewohner*innen jedoch kritisch gesehen wird (vgl. P1I6: 47), sodass sich die Inhalte der Transparente auf allgemeine Aussagen beschränkt werden, die alle Bewohner*innen vertreten können (vgl. P1I9: 56). Durch das Zusammenspiel von Praktiken und sozio-materiellen Arrangements entstehen ein Raum und eine Atmosphäre, die einerseits als Produkte aus der gemeinschaftlichen Lebensführung hervorgehen, zugleich aber wiederum verstärkend auf sie zurückwirken, indem sie eine gemeinschaftliche Identität stiften und zur Normalisierung einer politischen Lebensführung beitragen.

15.5 Erwerbsarbeit und Ausbildung

In einer noch größeren Distanz zur gemeinschaftlichen Lebensführung stehen Praktiken der Ausbildung und Erwerbsarbeit, an denen die Bewohner*innen zwecks Lohns oder (Fort-)Bildung partizipieren. Da der Analysefokus dieser Arbeit auf der alltäglichen, gemeinschaftlichen Lebensführung der Bewohner*innen der untersuchten Wohnprojekte liegt, werden die Erwerbsarbeits- und Ausbildungspraktiken in der Folge nicht eigenständig, sondern hinsichtlich ihrer Wechselwirkungen mit dieser analysiert.

Wie schon in Kapitel 14.1 dargestellt, hat ein Großteil der Bewohner*innen des Projektes Gereonsplatz studiert oder befindet sich noch im Studium (vgl. P1I5: 9, P1P1: 62). Viele der Studiengänge sind im Sozialbereich angesiedelt und auch von denen, die das Studium bereits abgeschlossen haben, arbeiten viele in pädagogischen Bereichen, wie Umwelt- oder Erlebnispädagogik. Nur wenige von ihnen haben eine volle Stelle, sodass die meisten verhältnismäßig viel Zeit für sonstige Aktivitäten wie Freizeit, politisches Engagement oder aber auch gemeinschaftsbezogene Praktiken haben. Dies führt dazu, dass häufig Bewohner*innen im Projekt präsent sind und gemeinsam zusammensitzen (vgl. P1B2: 24). Die Beteiligung und die Präsenz im Projekt variiert jedoch zwischen den Bewohner*innen zum Teil erheblich (vgl. P1B3: 30). Insbesondere die Berufstätigen sind seltener anzu-

treffen. Schon hier wird deutlich, dass die Erwerbs- und Ausbildungspraktiken, an denen die Bewohner*innen partizipieren, einen signifikanten Einfluss auf das gemeinschaftliche Zusammenleben haben, indem sie schlicht und ergreifend die zur Verfügung stehenden Zeitressourcen beeinflussen, die für die gemeinschaftliche Lebensführung zur Verfügung stehen (vgl. P1I5: 9, P1I6: 17). Außerdem findet induziert durch die Erwerbsarbeit mitunter eine zeitliche Verschiebung in den Tagesrhythmen statt, sodass die Bewohner*innen stärker aneinander vorbeileben und in der Folge ein erhöhter Koordinierungsaufwand entsteht um gemeinschaftliche Praktiken zu realisieren (P1P1: 38ff., P1I0: 156, P1I9: 14). Dies gilt umso mehr, als dass mit einer Partizipation an Praktiken der Erwerbsarbeit in den Bereichen, in denen viele Bewohner*innen arbeiten, oftmals auch Mobilitätsanforderungen verbunden sind, etwa im Rahmen von Fortbildungen, aber auch der alltäglichen Arbeit (vgl. P1I4: 45, P1I5: 55, P1I6: 70ff.). Darüber hinaus beeinflusst die Partizipation an Praktiken der Erwerbsarbeit mitunter auch das Ruhebedürfnis der Partizipand*innen, was zu Schwierigkeiten und neuen Abstimmungsbedarfen hinsichtlich der gemeinschaftlichen Lebensführung führen kann (vgl. P1I8: 23). Das Projekt versucht darauf zu reagieren, indem diese Bewohner*innen teilweise in die Wohngemeinschaften in den oberen Stockwerken umziehen, die etwas ruhiger sind (vgl. P1I5: 39).

Neben diesen primär zeitlichen Effekten der Erwerbsarbeit auf die gemeinschaftliche Lebensführung lassen sich noch weitere Wechselwirkungen identifizieren. Eine wichtige Auswirkung der Erwerbsarbeits- und Ausbildungspraktiken, die auch für Fragen der Nachhaltigkeit relevant ist, ist die damit verbundene Ausstattung mit finanziellen Ressourcen. Diese spielt in verschiedener Hinsicht für die gemeinschaftliche Lebensführung in den untersuchten Projekten, aber auch für eine nachhaltige Lebensführung im Allgemeinen eine zentrale Bedeutung. So wurde wiederholt aufgezeigt, dass ein höheres Einkommen auch in nachhaltigkeitsaffinen Milieus mit einem erhöhten ökologischen Fußabdruck einhergeht (vgl. Neckel 2018b: 67, Moser/Kleinhückelkotten 2017: 630). Eine niedrigere finanzielle Ressourcenausstattung geht hingegen in der Regel mit niedrigeren ökologischen Folgen der Lebensführung einher. Dies zeigt sich in der Tendenz auch im Projekt Gereonsplatz. Auch zeigt sich, dass die Realisierung nachhaltiger Praktiken, wie etwa dem Lebensmittelretten im Projekt Gereonsplatz von den Bewohner*innen neben Bedeutungen, wie Nachhaltigkeit und Ressourcenschonung, auch mit der Einsparung finanzieller Ressourcen in Verbindung gebracht wird (vgl. P1I2: 18) und somit durchaus auch mit der geringen finanziellen Ausstattung der meisten Bewohner*innen in Beziehung steht. Schließlich hat die finanzielle Ausstattung auch dahingehend eine Bedeutung für die gemeinschaftliche Lebensführung im Projekt Gereonsplatz als dass für den Einzug die Vorlage eines Wohnberechtigungsscheins und somit ein geringes Einkommen erforderlich ist und somit für die Subjekte ei-

ne Voraussetzung für die Beteiligung an der gemeinschaftlichen Lebensführung bildet.

Darüber hinaus führt die gemeinschaftliche Lebensführung mitunter dazu, dass sich die beruflichen Perspektiven verschieben, etwa indem Bewohner*innen infolge ihrer Erfahrungen mit Praktiken der Selbstorganisation und Entscheidungsfindung (vgl. auch Kapitel 15.1.1) eine Mediationsausbildung machen und/oder in Zukunft auch beruflich mit Gemeinschaften arbeiten möchten (vgl. P1B3: 16, P1B7: 7, P1I5: 29). Zum anderen hat die Partizipation an Ausbildungs- und Erwerbspraktiken jedoch umgekehrt auch Auswirkungen auf die gemeinschaftliche Lebensführung, indem beispielsweise Kompetenzen, die in diesen Praxisfeldern erworben wurden, etwa hinsichtlich Kommunikation oder dem Umgang mit Konflikten, für die gemeinschaftliche Lebensführung fruchtbar gemacht und im Projekt verbreitet werden (vgl. P1I6: 39, P1I7: 63).

Schließlich berichten mehrere Bewohner*innen, dass es mitunter nicht ganz leicht sei, zwischen den verschiedenen Normalitäten in dem gemeinschaftlichen Wohnprojekt und bei der Erwerbsarbeit, etwa hinsichtlich des Sprachgebrauchs, der Entscheidungsfindung oder des allgemeinen Umgangs miteinander, zu vermitteln (vgl. P1B3: 13, P1I1: 14, P1I8: 56). Dies trägt dazu bei, dass viele von einer stärkeren Verknüpfung von gemeinschaftlicher Lebensführung und Erwerbsarbeit träumen. So antworten viele der befragten Bewohner*innen auf die Frage, wie sie gerne in zehn Jahren wohnen und leben möchten, dass sie gerne in einer noch engeren Gemeinschaft (mit einer gemeinsamen Ökonomie) wohnen würden, mit der sie auch ihre Arbeit verbinden könnten, etwa in Form von Subsistenzwirtschaft, eines Seminarbetriebs oder sonstigen pädagogischen Angeboten, die mit der Gemeinschaft verbunden sind (vgl. P1I2: 42, P1I7: 85).

Im Projekt Rosengärten unterscheiden sich sowohl die Formen der Praktiken der Ausbildungs- und Erwerbsarbeit als auch das Ausmaß der Partizipation daran deutlich, was einen wichtigen Unterschied zwischen den Projekten markiert, der auf die gemeinschaftliche Lebensführung ausstrahlt. Viele der Bewohner*innen des Projektes Rosengärten sind entweder in unterschiedlichen Bereichen (vgl. P2B6: 16, P2B7: 20) voll Erwerbstätig oder bereits in Rente (vgl. P2B6: 16, P2B7: 20, P2B8: 44). Einige der Rentner*innen besitzen auch noch einen Nebenjob (vgl. P2I1: 26, P2I6: 22). Dennoch lassen sich zum Teil sehr ähnliche Effekte wie im Projekt Gereonsplatz beobachten. So führt die unterschiedlich starke Partizipation an Praktiken der Erwerbsarbeit dazu, dass die Zeitressourcen, die für die gemeinschaftliche Lebensführung zur Verfügung stehen, teilweise deutlich variieren. Dies schlägt sich auch im Ausmaß der Partizipation an der gemeinschaftlichen Lebensführung nieder. Während viele der Rentner*innen sehr häufig an Gemeinschaftspraktiken teilhaben, zeigt sich, dass insbesondere den jungen Familien aufgrund der Doppelbelastung von Erwerbsarbeit und Erziehung, bis auf wenige Ausnahmen, oftmals keine oder nur sehr begrenzte Zeitressourcen für gemeinschaftliche Aktivitäten

mehr zur Verfügung stehen (vgl. P2B1: 13, P2B5: 15, P2I2: 22, P2I10: 32). Auch die anderen Berufstätigen sind oftmals zeitlich ausgelastet, unter anderem auch aufgrund der mit der Erwerbsarbeit verbundenen Mobilitätsanforderungen (vgl. P2I9: 46f., P2I11: 55ff.), und haben in der Folge ein erhöhtes Ruhebedürfnis (vgl. P2B8: 44, P2I8: 10). Dies führt mitunter zu einer Segregation der gemeinschaftlichen Lebensführung, zwischen der »Alten-Crew« (P2I4: 11) und den anderen Bewohner*innen. Während sich die Rentner*innen sehr regelmäßig treffen, sind die anderen Bewohner*innen insbesondere bei den Treffen unter der Woche nur selten anwesend (vgl. P2B2: 14, P2I10: 22, P2P18: 12, siehe auch Kapitel 15.1 und 15.2). Dies ist auch damit zu erklären, dass nicht nur die Summe an verfügbarer Zeitressourcen zwischen den Bewohner*innen variiert, sondern auch der Tagesrhythmus. Als Reaktion darauf wurden zusätzlich zu den bereits bestehenden Treffen unter der Woche, die vor allem von den Rentner*innen besucht wurden, weitere Treffen später am Abend etabliert, um auch den erwerbstätigen Bewohner*innen die Partizipation an Gemeinschaftspraktiken zu ermöglichen (vgl. P2B7: 17). Es zeigt sich jedoch, dass die Verfügbarkeit von Zeitressourcen nicht der einzige relevante Faktor das Ausmaß der Partizipation ist, da diese innerhalb der jeweiligen Gruppen zum Teil stark variiert (vgl. P2I3: 6ff., siehe auch Kapitel 15.1 und 15.2).

Auch hinsichtlich der mit den Praktiken der Ausbildung und der Erwerbsarbeit verbundenen Ausstattung mit finanziellen Ressourcen lassen sich ähnliche Wechselwirkungen beobachten, wie im Projekt Gereonsplatz. So ist auch im Projekt Rosengärten für einige Wohnungen ein Wohnberechtigungsschein notwendig. Daneben gibt es jedoch auch frei-vermietete Wohnungen, die deutlich teurer sind. Somit bildet auch hier die jeweilige Ausstattung mit finanziellen Ressourcen eine wichtige Zugangsvoraussetzung. Dabei wird deutlich, dass fehlende finanzielle Ressourcen eine gewichtige Zugangshürde für die Partizipation an einer gemeinschaftlichen Lebensführung bilden können. Während dies im Falle der untersuchten Projekte durch den Anteil an Sozialwohnungen zumindest noch bis zu einem gewissen Grad kontrolliert wird, kann dies bei anderen Wohnprojekten, insbesondere, wenn neu gebaut wird und Anteile erworben werden müssen, eine unüberwindbare Barriere darstellen (vgl. auch Metzger 2016: 19). Darüber hinaus zeigt sich auch im Projekt Rosengärten, dass Bewohner*innen, die über ein geringeres Einkommen verfügen, den standardisierten Annäherungen zufolge, einen tendenziell geringeren CO_{2eq}-Ausstoß haben.

Weitere Wechselwirkungen zwischen gemeinschaftlicher Lebensführung und Erwerbsarbeit, wie sie im Projekt Gereonsplatz beobachtet werden konnten, lassen sich im Projekt Rosengärten nicht finden. Es ist jedoch davon auszugehen, dass auch hier Kompetenzen und »Soft Skills«, die sich die Bewohner*innen im beruflichen Kontext angeeignet haben, für die gemeinschaftliche Lebensführung fruchtbar gemacht werden, etwa beim Schreiben von Protokollen oder der Organisation von gemeinsamen Veranstaltungen.

Es wird deutlich, dass durch die Partizipation an Praktiken der Ausbildung und der Erwerbsarbeit in erster Linie die zeitlichen und finanziellen Ressourcen, die für eine gemeinschaftliche Lebensführung zur Verfügung stehen, beeinflusst werden. Darüber hinaus wirkt sich die Teilhabe an solchen Praktiken auch auf die individuellen Kompetenzen und emotionalen Zustände, wie etwa das Ruhebedürfnis, aus, was wiederum Wechselwirkungen mit der gemeinschaftlichen Lebensführung zeitigt. Zugleich zeigt sich jedoch jenseits dieser Verbindungen eine recht starke Trennung zwischen den beiden Lebensbereichen, die sich, wie anhand des Projektes Gereonsplatz deutlich wird, mitunter durch stark differierende Normalitäten hinsichtlich des Sprachgebrauchs, der Entscheidungsfindung und des Umgangs miteinander auszeichnen. An dieser Stelle könnten tiefergehende Untersuchungen zu dem Verhältnis von Praktiken der Ausbildung und Erwerbsarbeit und anderen Praxisbereichen der Lebensführung anschließen, die, etwa durch teilnehmende Beobachtungen in Ausbildungsinstitutionen oder auf der Arbeitsstelle, noch stärker die konkreten Praktiken der Ausbildung und Erwerbsarbeit in den Blick nehmen als dies im Rahmen dieser Untersuchung möglich war.

16. Wechselwirkungen mit der sozialökologischen Umwelt

Bevor die bisherigen Analysen verdichtet und zentrale Faktoren im Sinne von Realisierungsbedingungen nachhaltiger Lebensführung herausgearbeitet werden, wird in der Folge zunächst noch einmal genauer auf die Wechselwirkungen zwischen den Projekten und ihrer sozialökologischen Umwelt eingegangen. Dies ist von Bedeutung, da gemeinschaftlichen Wohn- und Lebensprojekten, insbesondere solchen im ländlichen Raum, in der Literatur vielfältige Transformationspotenziale hinsichtlich ihrer Wirkungen auf ihre sozialökologische Umwelt zugeschrieben werden (vgl. Kapitel 2). Als lokal-räumliche Keimzellen sozialer Innovation und »Pioniere des Wandels« (Wagner 2013: 73) tragen sie demzufolge – oftmals vermittelt über wirtschaftliche und kulturelle Angebote – aktiv zu einer Kritik und Umgestaltung gängiger Lebensformen und einer nachhaltigen Regionalentwicklung bei (vgl. Lambing 2014: 89, Kunze 2009: 167ff.). Inwieweit dies auch für die untersuchten Projekte im urbanen Raum zutrifft, soll in der Folge ebenso herausgearbeitet werden, wie umgekehrt die Bedeutung der sozialökologischen Umwelt für die Projekte.

Theoretisch lässt sich an dieser Stelle an die sozialökologische Sozialisationsforschung (vgl. Grundmann/Lüscher 2000a) und ihre Übertragung auf kollektive Praxiszusammenhänge, wie etwa zivilgesellschaftliche Initiativen, anschließen (vgl. Görden/Wendt 2018). Grundlegende Idee ist dabei, dass zivilgesellschaftliche Gruppen, Gemeinschaften oder Projekte, ebenso wie einzelne Individuen, immer in sozialökologische Umwelten eingebettet sind, von denen sie beeinflusst werden,